Nr. 52 / 26. Dezember 1934.
XXIII. Jahrgang.

Schweizer Illustrierte Zeitung

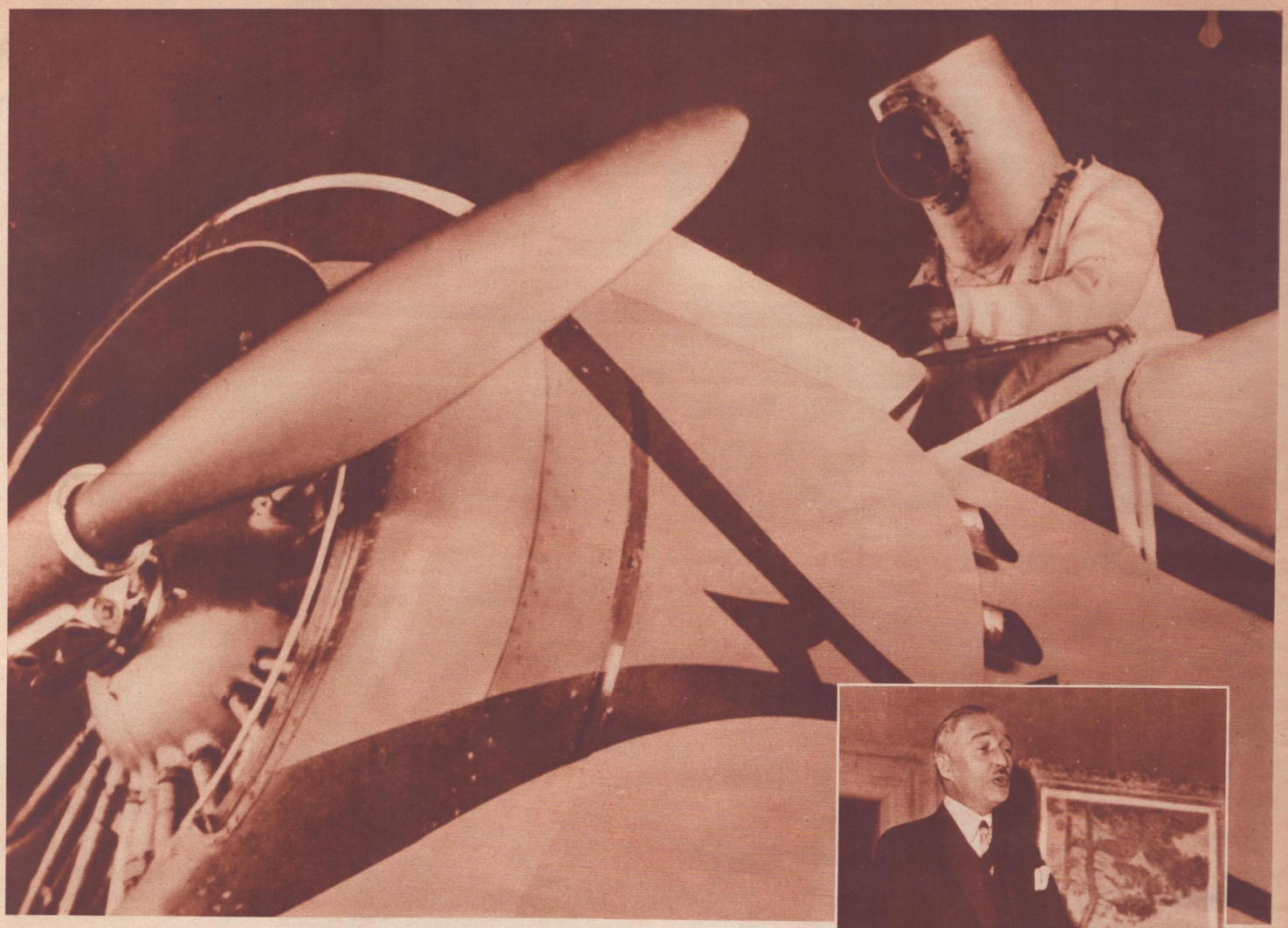
Preis 35 Cts.
Erscheint Mittwochs

Verlag Ringier & Co. AG., Zofingen, Lausanne, Zürich

Mit frischem Blick ins neue Jahr

Offene Augen und ein frohes Lächeln um den Mund: so wollen wir voll Lebensmut und Zuversicht dem neuen Zeitabschnitt entgegensehen. Denn nicht in dem, was hinter uns liegt, sondern in der Zukunft müssen wir leben. Schwerblütiger Hang zum Vergangenen lähmt unsern Willen für das Kommende. Darum all' unsern Lesern: ein frohes, starkes neues Jahr! — Die berühmte Sängerin der Wiener Staatsoper, Jarmila Novotna, mit ihrem Töchterchen Jarmilka.

(Photo Skall, Wien)



Im Taucheranzug in die Stratosphäre. Der berühmte amerikanische Flieger Wiley Post, der voriges Jahr einen neuen Weltrekord in der kürzesten Umfliegung der Erde aufstellte, erreichte kürzlich auch einen neuen Höhenrekord. Der Weltrekord des Italieners Donati stand auf 14 433 Meter Höhe. Post erreichte 14 630 Meter. Er hatte sich für diesen Flug in die Stratosphäre sehr sorgfältig vorbereitet und trug eine Schutzkleidung, die einem Taucheranzug ähnlich ist.
(Phot. New York Times)

Bild rechts:
Der französische Frontkämpfer Goy, dessen Name in letzter Zeit in der Presse oft zu lesen war. Er ist Präsident der Vereinigten französischen Frontkämpferverbände und tritt in seinen Kreisen warm für eine deutsch-französische Annäherung ein.
(Scherl)

Zwei Weltberühmte wieder zu Hause. Die beiden Gewinner des Australien-Fernfluges London - Melbourne, die Engländer Scott und Black, bei ihrer Ankunft in der Victoria-Station in London, wo sie von einer begeisterten Menschenmenge empfangen wurden.

Riesenbrand in den Filmateliers von Los Angeles. Man denke, wieviel leicht brennbare Gegenstände in einem Filmatelier aufbewahrt werden, und welche Folgen es hat, wenn dort ein Brand ausbricht. Bei der Brandkatastrophe in Los Angeles kamen zahlreiche Personen um, und der Sachschaden beläuft sich auf mehrere Millionen Dollars. — Die Feuerwehr an der Arbeit im Lichte von Scheinwerfern. (Phot. Keystone)

In der neuen Türkei: der türkische Ministerpräsident Ismet Pascha (mit Halstuch) schreitet in einem Dorf die Front der Bauern ab. Er besuchte auf einer Reise viele Städte und Dörfer, um sich vom kulturellen und wirtschaftlichen Aufbau des Staates zu überzeugen. Der hohe Besuch wurde natürlich überall gebührend empfangen. (Phot. Atlantic)

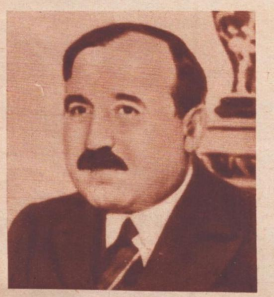


Bild links:
Der jugoslawische Außenminister Jeftitsch ist von seinem Posten zurückgetreten. Er wurde aber kurz darauf vom Regentschaftsrat mit der Neubildung der Regierung betraut und hat den Auftrag angenommen.
(Phot. Wide World)

70 000 jugoslawische Reservisten leisten den Eid auf den neuen König Peter II. Am 16. Dezember fand in Belgrad ihre Vereidigung statt. An der Feier nahmen u. a. der Präsident des Regentschaftsrates, Prinz Paul, sowie der Kriegsminister und zahlreiche hohe Führer des Heeres teil.
(Phot. Scherl)

Der Memelländer Riesenprozeß in Kowno (Litauen). Nicht weniger als 126 Angeklagte haben sich vor dem Kownoer Militärgericht zu verantworten. Sie werden des Landesverrates beschuldigt. Gemäß Anklage verfolgten sie das Ziel, das Memelgebiet von Litauen abzutrennen und es wieder mit Deutschland zu vereinigen. Der Riesenprozeß wird Wochen hindurch dauern. — Links im Vordergrund die Verteidiger, dahinter die Angeklagten, von Militär im Stahlhelm bewacht. (Phot. New York Times)

Das neue Jahr! (Zeichnung von Elfriede Wendtlandt.)

DREI WÜNSCHE

TODSTILLE NACHT. - WER RUFT MIR ZU?
«DREI WÜNSCHE HAST DU, WÄHLE DU!

DEIN SIND DREI WÜNSCHE, KURZ UND KLAR,
FÜR DAS, WAS WIRD, WAS IST, WAS WAR.

WAS WILLST DU FÜR VERGANGNE ZEIT?» -
DASS TOT SIE SEI MIT LUST UND LEID!

«DEIN WÜNSCHEN FÜR DIE GEGENWART?» -
EIN HERZ, DAS NOCH AUF WUNDER HARRT.

«UND DEIN BEGEHR FÜRS WEITERGEHN?»
DIE GROSSE KUNST, ALLEIN ZU STEHN.

TODSTILLE NACHT, WER RIEF'S MIR ZU?
«DREI WÜNSCHE HAST DU, WÄHLE DU!»

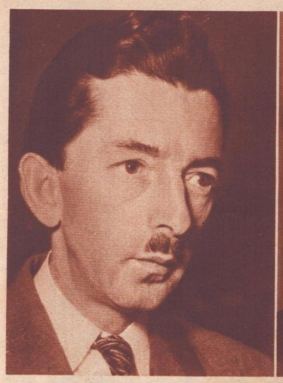
Hans Much.

Andreas Zimmermann,
Hotelier in Weggis (geb. 1869), von dessen zahlreichen Theaterstücken «De Patriot» und «De Wittlig» die meisten Aufführungen erlebten.

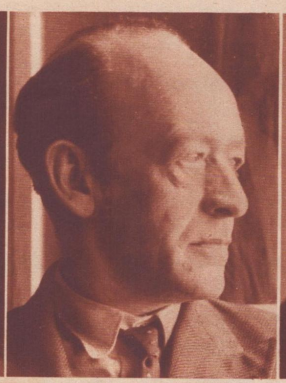
Schweizer Autoren suchen ihre Volks-bühne

Simon Gfeller,
Alt-Lehrer, in Lützelflüh (geb. 1868), Verfasser bekannter berndeutscher Stücke, dramatisierte Jeremias Gotthelfs Novelle «Hansjoggeli, der Erbvetter».

Wo sie ist, weiß man zwar genau: in allen «Bären», «Sonnen» und «Schwertern», in Schützen- und Gesellschaftshäusern, in Saalbauten und Sommertheatern, in Vereinshäusern und Kasinos; wenn's hoch kommt sogar in einem Stadttheater. Allüberall zu Stadt und Land dort, wo eifrige Liebhaber am Werk sind, im Rampenlicht ihren Mitbürgern ein Schauspiel zu bieten und im Widerglanz fremden Lebens das eigene zu spiegeln. Aber wenn nun der Schweizer Autor hoffnungsgefüllt, das Manuskript in der Brusttasche, auf die Komité-Herren zuschwenkt, die die weltbedeutenden Bretter dirigieren — schau, schau! wer wandelt und schreitet, wer predigt und schimpft bereits auf seiner Schweizer Bühne? Das Weiße Rößl galoppiert, den Großstädten entsprungen, über die hölzerne Weide; der Glöckner von Notre



Hans Guggenbühl,
Zürich, ist Verfasser des Stückes «'s Testament», das vom Dramatischen Verein Zürich mit großem Erfolg aufgeführt wurde.

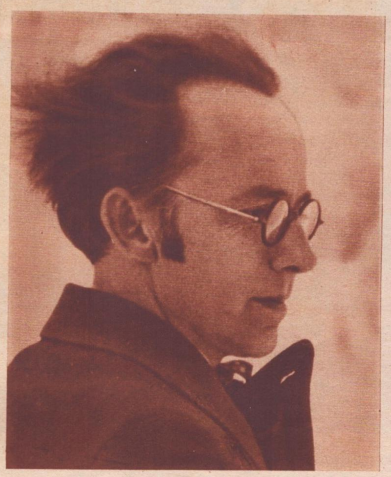


Jakob Bührer
Feldmeilen (geb. 1882). — Sein «Volk der Hirten» ging zahllose Male über die Bühne.

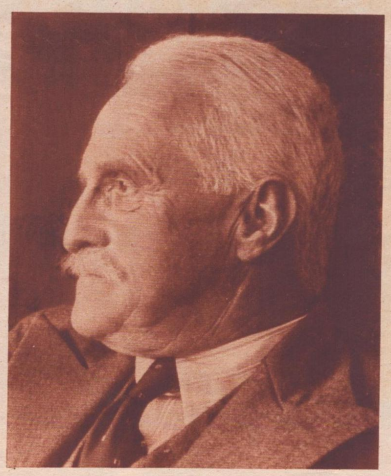
Paul Appenzeller
schrieb das Dialekt-Lustspiel «Alles wegeme Hemperchnöpfli», das von Volksbühnen mit Vorliebe aufgeführt wird.

Frau Emilie Locher-Wehrling,
Zürich (geb. 1870). Ihre humorvollen Ein- und Mehrakter gehören zum Repertoire zahlreicher Volksbühnen.

Jakob Stebler,
in Baden, ist Verfasser der beiden vielaufgeführten Lustspiele «Der dunkle Punkt» und «Diejenige Dame, welche . . .»



Cäsar von Arx,
Niedererlinsbach (geb. 1895), bekannter Festspieldichter und bedeutendster Schweizer Dramatiker.



Otto von Greyerz,
Bern (geb. 1863), ist ein Vorkämpfer für die schweizerische Dialektliteratur. Seine berndeutschen Theaterstücke sind unvergängliches Volksgut.

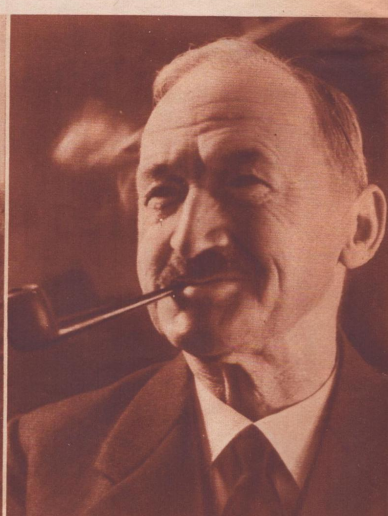
Dame läutet, Mein Leopold lacht und das Nullerl seufzt, und unzählige bayrische und tirolische Madeln woanen um ihre Bua'm; Berliner Assessoren, Köchinnen, Referendare, Gardehusaren und der ganze blaue Adel derer von und zu Treuenfels bevölkern die Kulissenwelt. Da und dort gar greift man kühn und munter nach den Sternen, die gepanzerten Nibelungen erscheinen, Doktor Faust meditiert, und Herrn Bäckermeister Schnurzenbächler als Hamlet über «Sein oder Nichtsein» referieren zu hören, bedeutet den Triumph des dramatischen Kunstgenusses in der Kleinstadt. Der Schweizer darf froh sein, um Mitternacht, wenn alle Welt tanzen will, noch schnell ein Einäkterchen über die Bühne jagen zu können. Muß das absolut so bleiben für ewige Zeiten? 70 Prozent aller Dilettantenaufführungen — und es sind in der Schweiz deren alljährlich 6000—7000! — bevorzugen nichtschweizerische Stücke. — Der Schweizer Autor kämpft nicht gegen das gute ausländische Stück; das wird sich kraft seiner Qualitäten immer behaupten. Aber er wehrt sich gegen den alles überschwemmenden Einbruch ausländischer Importware, voll fremder Ideen und Lebensauffassungen. Er will sich von dieser fremden — und billigen! und so oft gebührenfreien! — Papierflut nicht im eigenen Haus an die Wand drücken lassen.

Drei oder vier Dutzend Schweizer Schriftsteller schreiben mit heißem Bemühen für unsere Volksbühne. Ob Dialekt oder Schriftdeutsch, ob als breitliniger Berner, als scharfer Basler, oder flinkerer Ostschweizer, das kommt weniger in Betracht als die Tatsache, daß es Schweizer sind, die schweizerisches Denken und Fühlen in Handlung und Form bringen. Die Vielgestaltigkeit ihrer Gesamtheit charakterisiert gerade die Vielfalt ihres Gesamtwerkes. Wir finden bei ihnen das große Schweizer Drama, das den Tell, Karl den Kühnen, Waldmann und Jürg Jenatsch, die Zeiten von Marignano und Novarra lebendig werden läßt. Wir haben all die Hunderte von Schat-

Der Solothurner Dichter
Josef Reinhart
(geb. 1875), schrieb für das Heimatschutztheater zahlreiche gerngehörte Stücke.

Werner Johannes Guggenheim,
St. Gallen, Regisseur am dortigen Stadttheater (geb. 1895), dessen neuestes Werk «Die Schweizergarde» in Olten die erfolgreiche Uraufführung erlebte.

Karl Grunders
urchige berndeutsche Stücke und Volksliederspiele werden landauf und -ab gern aufgeführt.



Alfred Huggenberger,
Landwirt in Gerlikon (geb. 1867), ist Verfasser vieler beliebter Dialektspiele.

Der Basler Moritz Ruckhaeberle,
(geb. 1881), hat der «Baseldytsche Bihni» zahlreiche köstliche Ein- und Mehrakter geschenkt.

Ernst Balzli,
Lehrer in Grafenried (geb. 1902), bereicherte die schweizerische Volksbühne mit originellen berndeutschen Lustspielen.

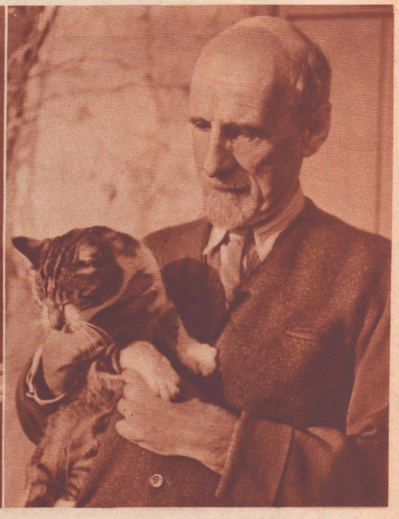
tierungen des unterhaltenden Schauspiels und des Lustspiels, vom abendfüllenden Dreiakter bis zum fidelen Einakter. Gesellschaftsdramen werfen Probleme schweizerischer Art auf und führen in die Tiefe unseres Lebens, unserer wirtschaftlichen Nöte und unserer Gewissenskonflikte, und öfters als man glaubt, rührt der Schweizer auch an die letzten und tiefsten Dinge des Lebens. Wir sind in unruhvollen Zeiten auch in diesen Angelegenheiten aufeinander angewiesen, Schaffende und Aufnehmende. Nicht Ueberfremdung tut uns not — auch nicht geistige Inzucht und Selbstbeweihräucherung — wohl aber Besinnung auf unsern Schweizerstandpunkt. Und damit auch auf das Schweizer Theaterstück. Auf unsere Volksbühne!

Kaspar Freuler.

Emil Balmer,
Bern (geb. 1890), dessen dramatisches Schaffen mit in die vorderste Linie des berndeutschen Schrifttums gehört.

Die beiden Glarner Kaspar Freuler (links) und H. Jenny (rechts) haben uns in gemeinsamem Schaffen köstliche Beiträge zur Bühnenliteratur geschenkt. («E gfreuti Abrächnig», «De Schützekönig»).

Die Schweizer Dichterin
Lisa Wenger,
Basel, hat sich auch als Bühnenschriftstellerin mit Erfolg betätigt.



Der Basler
Dominik Müller,
dessen Stücke sich durch feinsinnigen Humor und echte Basler Satire auszeichnen.

Der Ideal-Silvester

Zeichnungen: Schaad
Verse: Bolo

Herr Bimpfli sitzt allein bei seiner Bowle
Und trinkt, und denkt sich dies und denkt sich das,
Und «mämmelet» zu seinem eigenen Wohle
Und ist vermutlich schon beim zwölften Glas.
Die Trine, seines Hauses treuer Drache
(Ich weiß, ich müßte sagen: Hüterin)
Paßt sorgsam auf, was der Herr Bimpfli mache,
Drum konzentriert sich jetzt auf sie sein Sinn.
«Kathrin», sagt er: « — heut bin ich nicht zu sprechen !
Und wer mit schlechter Nachricht naht dem Haus
— Mag auf dem Glatteis er die Knochen brechen —
Sie werfen jeden kurzerhand hinaus!
Nur wer dem Hause naht mit froher Miene
— Was ein Beweis für gute Nachricht wär' —
Den läßt sie in Herrn Bimpflis Haus, Kathrine,
Den schleppt sie mir mit allen Mitteln her!
Der kann mir den Silvester nicht versauen!
Der ist mein Freund! Dem widme ich mich gern.
Für solche mag sie noch 'ne Bowle brauen!»
Die Trine denkt: «Jetzt hat's ihn leicht, den Herrn!»
Laut sagt sie: «Ja, Herr Bimpfli, i will's b'sorge
Und wache will i bis zum frühe Morge!»

Der Bimpfli brummt: «Dumm Zeug, sie geht in's Näscht —
Ich und die Bowle b'sorge scho der Räscht!»
Die Trine geht. Herr Bimpfli greift zur Bowle
Und denkt: «Prost Bimpfli! Prost! Zu deinem Wohle!»
Der Trunk ist gut — er schwebt in siebten Himmeln,
Nickt ein ... verschläft selbst das Silvesterbimmeln.

Und am ersten Tage im neuen Jahr
Ergibt sich dieses — wie wunderbar:
Da kommt ein Mann (es läßt ihn ein die Trine)
Vom Steueramt — man merkt's an seiner Miene.
Mißtrauisch blinzelt ihn Herr Bimpfli an,
Doch alsbald fängt der Mann zu lächeln an:
«Verzeihung!», sagt er: «Das mit Ihren Steuern,
Den — wie Sie sagen — manchmal ungeheuern,
Das hat ein Ende ... das ist jetzt vorbei !
Wir wollen jetzt, daß jeder glücklich sei!
Die Steuern machten Ihnen oftmals Qualen?
Von heut ab brauchen Sie nicht mehr zu zahlen!
Im Gegenteil —» (der Mann sagt's ungehalten
Und seine Stirn legt sich in tiefe Falten):
«— Was Sie bezahlt die letzten 15 Jahr',
Das bring ich jetzt zurück ... und zwar in bar!»
Der Herr greift in die Tasche ... Münzen klingen,
Banknoten singen (jaaa: die können singen
Für jeden, der noch hat «Musikgehör»!),
Drauf sagt der Mann: «Adiö ... es freut mich söhr!»
Dem Steuerzahler ist nicht alles klar,
Doch fröhlich denkt er sich: Prosit Neujahr!

Und am ersten Tage im neuen Jahr
Begibt sich dieses — wie wunderbar:
's kommt eine Bande (Trine kennt sie schon!),
's sind: Tante, Neffe, Bruder, Schwiegersohn;
Mißtrauisch blinzelt sie Herr Bimpfli an,
Bis einer der Verwandtschaft spricht sodann:
«Lieber Verwandter — heute ist Neujahr,
Da ist's doch für Verwandte sonnenklar,
Daß sie den Schwiegervater, Bruder, Neffen,
Mit ihren Frau'n an diesem Tage treffen!
Nie wollen wir mehr gratis bei dir essen!
Und deine Erbschaft? Die sei glatt vergessen!
Nie wollen je wir über dich mehr schnöden
Und sagen, du gehörtest zu den Blöden,
Weil du nichts merkst ... Wirst du mal arm und krank,
So hast du uns Verwandte, Gott sei Dank!
Für dich zu sorgen, ist uns eine Freude,
Dein Anblick ist uns eine Augenweide!
Verschenk' dein Geld! Uns schenke nur die Gunst!
Wir tun gern all's für dich ... und all's umsunst!»
Dem so Verwandten ist nicht alles klar,
Doch fröhlich denkt er sich: Prosit Neujahr!

Und am ersten Tage im neuen Jahr
Ergibt sich dieses — wie wunderbar:
Da kommt ein Mann (die Trine läßt ihn ein) —
Das muß — man sieht es — doch der Hausherr sein!
Mißtrauisch blinzelt ihn Herr Bimpfli an,
Doch alsbald fängt der Mann zu lächeln an:
«Verzeihung!», sagt er: «Doch ich komm in Güte —
Nämlich, es handelt sich um Ihre Miete!
Nein ... lassen Sie das Geld nur ruhig liegen,
Sie könnten dafür keine Quittung kriegen,
Denn wir Vermieter sind uns längst im klaren,
Daß wir seit Jahren viel zu teuer waren!
Das störte manchmal reines Mieterglück,
Drum bring ich jetzt die Differenz zurück!
Und daß Ihr Glück gleich ganz vollkommen sei:
Die nächsten zwanzig Jahre wohnt man frei!
Da zahlen Sie mir keine Miete mehr!
Und fehlt 'was im Logis, dann bitt' ich sehr,
Darüber mich sogleich zu unterrichten —
Nie kriegen Sie dadurch je Geldgeschichten!
Ich lasse alles machen auf der Stell'!»
Geld klimpert auf dem Tisch — der Mann geht schnell.
Dem Untermieter ist nicht alles klar,
Doch fröhlich denkt er sich: Prosit Neujahr!

Und am ersten Tage im neuen Jahr
Begibt sich dieses — wie wunderbar:
Da kommen (denkt euch: grade heute!
Doch Trine kennt sie!) eine Menge Leute,
Mißtrauisch blinzelt sie Herr Bimpfli an,
Doch alle fangen mit dem Verslein an:
Im neuen Jahr, da sind die neuen Wahlen —
Herr Bimpfli wird gewählt, braucht nichts zu zahlen!
Im neuen Jahr muß alles gratis sein:
Nur Freimitglieder kennt man im Verein,
Ob Bäcker, Schuster oder Pfandverleihder,
Ob Krankenkasse, «Architekt für Kleider»,
Ob Gaswerk oder Amt für Ueberwasser,
Ob Brandversicherer, ob Oberjasser —
's ist Hans wie Heiri, niemand will mehr Geld —
Das neue Jahr bringt eine neue Welt!
Vorbei mit einem Schlage sind die Sorgen:
Wie zahlt man dieses heute, jenes morgen —
«Man nimmt kein Geld!» — so ist die Welt sich schlüssig:
Geld ist im neuen Jahre überflüssig!
Dem Einzelnen ist das nicht alles klar,
Doch fröhlich denkt er sich: «Prosit Neujahr!

Wer Steuern zahlt, der kommt ins Loch —
Die Wechsel zahlt die Bank mir doch —
Der Hausherr selbst zahlt voller Güte
Für alle Zeiten meine Miete —
Man zahlt sogar mir meinen Durst
Und alles andere ist mir wurst ...»

Moment! Jetzt kommt die Trine, einfach, klar —
Sie weckt Herrn Bimpfli. Sagt: «Prosit Neujahr!»
Dann legt sie ihm die neue Zeitung hin.
Er liest. Und langsam wird ihm klar der Sinn:
Jetzt scheint die Welt ihm nicht mehr wunderbar —
Er liest von Aufrüstung und Kriegsgefahr,
Von Gasschutz und von schwer bedrohten Grenzen,
Von ewigen Diplomatenkonferenzen.
Von Arbeitslosigkeit, von schwerer Not,
Vom ewigen Kampfe um das täglich Brot ...
Und wie er's liest, da wird ihm eines klar:
Daß er ein Egoismus-Träumer war!

Seine Träume? Die Wirklichkeit?
Schäume ! Schwere Zeit!
Und plötzlich hat auch er die Augen offen:
Noch steht die Welt! Noch darf man auf sie hoffen!
Doch wenn man jetzt, noch jetzt sie retten soll,
Braucht's Herzen, die von Güte übervoll,
Braucht es Verstand und Tatkraft, früh und spat
(Ein Vorsatz ist noch lange keine Tat!),
Braucht's Ehrlichkeit und einen tiefen Willen
Und wenig Worte — Arbeit mehr im stillen.
Die Menschheit will doch bis zu jüngsten Gliedern
Nur eines! Kurz gesagt: Arbeit und Frieden!

Da nimmt er schnell sein Glas mit einem Ruck,
Im Morgenrot trinkt er den letzten Schluck
(Der erste ist's zugleich im neuen Jahr).
Denkt nicht mehr, welcher Traum am schönsten war,
Grüßt diese Welt mit Augen, klar und hell,
Und sagt: «Prosit Neujahr! Ich bin zur Stell'!
Ich lasse dich, o Welt, mir nicht versauen —
Ich helfe mit, die Zukunft aufzubauen!
Mög' jeder so wie ich entschlossen steh'n —
Dann muß es endlich wieder aufwärts geh'n —
Dann werden nie mehr Krieg und Krise stören —
Dann muß die Welt doch wieder uns gehören —
Und dann regiert sie nicht mehr nur das Geld!
Drauf trink ich froh: Prosit — du schöne Welt!»

Schweizer Ski-Schulen

Die schweizerischen Ski-Schulen — eine seit Jahren propagierte Idee! — marschieren heute. Sie haben einen hoffnungsvollen Anfang genommen und wollen Errungenes festigen. Und das ist recht und verdient Unterstützung und Beachtung weitester Kreise. Ueber fünfzig Skischulen arbeiteten im vergangenen Winter überall im Lande an bedeutenden Winterkurorten. Ueber hunderttausend Tagesschüler meldeten sich und schliffen und wetzten ihre Skikunst nach der Einheitstechnik.

In solchen sorgfältig geleiteten Kursen werden die grundlegenden Elemente des Skilaufes knapp und klar auseinandergeschält und dann wieder zu einem sinnvollen Ganzen, zu einem gleitenden Erleben zusammengebaut. Und dann darf die individuelle Skikunst beginnen, das eigene große oder kleinere Können; denn das Skifahren hängt schlußendlich ab von der persönlichen Veranlagung, vom gesteckten Ziel, vom Wollen und mutig-unentwegten Versuchen. — Aller Anfang ist schwer! Aber die schweizerischen Skischulen machen ihn so leicht wie möglich. Die instruierenden Skilehrer sind erfahrene Praktiker, sind Könner und Methodiker. Spielend zaubern sie aus unbedeutenden, zaghaften Anfängen eine geschmeidige Stellung im Gehen und in der Abfahrt. Sie wissen es einzurichten, daß die Fahrt bald mühelos und sicher gebremst werden kann. Dann folgen bescheiden, wie die ersten Sonnenstrahlen durch einen wirbelnden Nebel, die hingestemmten Bogen. Und wie die Fahrt den Rain hinunter keck, mutig und standsicher wird, entdeckt der Lernbeflissene, wie logisch, klar und physikalisch einwandfrei sich die Schwünge ergeben müssen. Und dann erwacht der rechte Eifer in ihm, so daß er sich schließlich auch an Dreh- und Geländesprüngen versucht. Handkehrum und unversehens hat er sich so die Kunst des Skilaufes gründlich erarbeitet. Und freut sich, hat sportliche Anerkennung, und ein einzig großes Loben auf die Schweizer Einheits-Skischule! F.

Aus der geschlossenen Fahrstellung wird ein Ski vorgeschoben und beide Knie gebeugt. Das ist die Ausfallstellung. Das vordere Knie wird so weit als möglich nach vorn gedrückt. Der Oberschenkel des hintern Beins bleibt ungefähr senkrecht.

Durch Vorschieben eines Skis ergibt sich aus der tiefen Fahrstellung (Hocke) die Kauerstellung.

Die Körperstellung ist je nach Zweck, Gelände, Schnee und Tempo aufrecht, mittelhoch oder tief.

Der ganze Körper ist locker und elastisch. Beide Füße stehen mit der ganzen Sohle auf dem Ski. Die Arme hangen vor dem Körper und werden je nach Bedarf zum Gewichtsausgleich nach vorn gehalten.

Bild rechts:
Um solch ein Skiparadies genießen und richtig auswerten zu können, muß man das Skilaufen verstehen. Und um dies richtig zu erlernen, muß man eine der vielen schweizerischen Skischulen besuchen.

Bild rechts:
Die letzte Phase des Stemmchristiania. — Der innere Ski wird durch Heben oder Gleiten nachgezogen und in Christianiastellung vorgeschoben. Die Bewegung endet als Christiania.

Durch Hinüberschrauben des Körpergewichts vom innern auf den äußern Ski mit Vordrängen der äußern Schulter ergibt sich von selbst die Richtungsänderung einwärts. So entsteht der Stemmbogen.

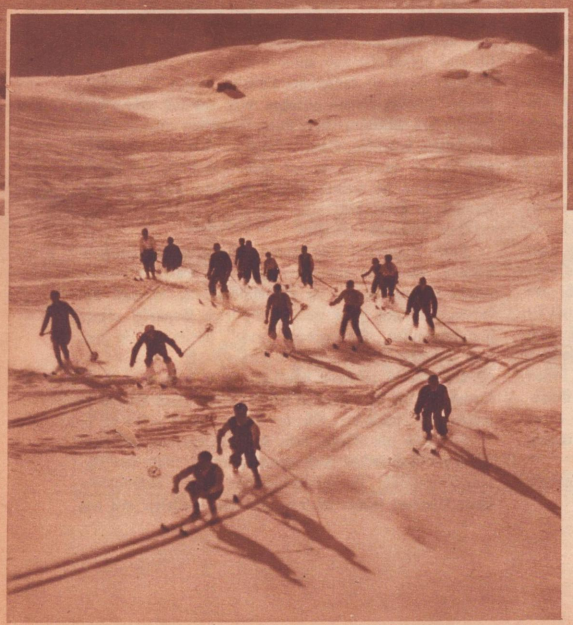


Bild links:

Fest der Abfahrt. Sind die Grundbegriffe des Fahrens (Körperstellung, Skistellung, Skiführung, Ausfallstellung, Mulden, Uebergang vom Hang zur Ebene, Wellen) erarbeitet, so ist es von wohltuender Freude, frei und ungebunden den Hang hinabzusausen

Bild rechts:

Zum Schluß meldet sich auch noch Hans Schaad. Herr Huber hat die Sache noch nicht ganz begriffen, und der Skilehrer sagt: «Bitte, wir beginnen noch einmal!»

(Photos von Dr. Zingg, K. Egli, C. Brandt.)

LAVA

Roman von Ludwig von Wohl

1. Fortsetzung.

Don Tommaso hatte kühl gedankt. Die Cagliani spielten nie an der Börse. Das war gut genug für die Pescecani, die Haifische, die eine Schande für Italien waren.

Aber er verfolgte doch den Kurszettel in den nächsten Wochen und stellte fest, daß er bei einem Einsatz von fünfzigtausend Lire fast zwanzigtausend gewonnen hätte.

Es war also ein guter Rat, der Rat eines Wohlwollenden gewesen. Besser gesagt, der Rat eines Mannes, der etwas von ihm wollte, und sich dazu die Berechtigung zu verschaffen versuchte.

Sehr bald wußte er dann, worauf es Ormella abgesehen hatte.

„Ich hätte es nicht so weit kommen lassen dürfen", dachte er. Lediglich der Umstand, daß auch Francesco etwas von Ormellas Absichten gemerkt und ihm eine regelrechte Szene gemacht hatte.

„Wie können Sie erlauben, Papa, daß ein hergelaufenes Subjekt wie dieser Mensch sich Hoffnungen macht, Graziella zu heiraten —" lediglich dieser Umstand war schuld daran. Denn Francescos Benehmen hatte den Chef der Familie schwer gereizt.

Es war das, was er am wenigsten vertrug — der Versuch, ihn zu beeinflussen, ihm einen Standpunkt aufzudrängen. Daran änderte nichts, daß es im Grunde sein eigener Standpunkt war, der ihm „aufgedrängt" werden sollte — Francesco bekam ein Gewitter zu spüren, wie nie vorher.

„Aus dir spricht das Urteil deiner snobistischen Regimentskameraden! Du bist ein ganzer Patron! Wie kannst du es wagen, mir deine Meinung aufzuoktroyieren! Bin ich eine Strohpuppe, eine Schachfigur, die man hin und her schieben kann wie man will? Wenn es mir einfällt, Graziella einem Lederhändler oder einem Unteroffizier zur Frau zu geben, so werde ich es tun, mit oder ohne deiner gütigen Erlaubnis!"

Sie waren beide noch unversöhnt, als Francesco zu den Manövern seines Regiments an der französischen Grenze abreisen mußte — von denen er dann nicht mehr zurückkam. Und nun ging Ettore Ormella zum Angriff über... Don Tommaso hatte eine lange, würdevolle Pause gemacht. Aber das hätte er auch getan, wenn ein Vetter des Königs ihn um Graziellas Hand gebeten hätte.

Ettore Ormella wartete.

„Es ist eine große Ehre für uns", sagte Don Tommaso endlich. „Ich bitte Sie, mir zu glauben, daß wir sie zu schätzen wissen. Aber ich beabsichtige nicht, Graziella schon jetzt aus dem Hause zu geben. Sie ist zu jung, gerade erst neunzehn."

„Die Principessa Pegno Sarti hat ihre Tochter mit siebzehn Jahren verheiratet", sagte Ormella geschmeidig.

„Die Ansichten der Menschen sind verschieden", erwiderte Don Tommaso, von dem Kompliment ungerührt.

Ormella gab sich einen Ruck. „Ich weiß", sagte er. „Meine Familie kann neben der Ihren nicht genannt werden — eigentlich schon deshalb nicht, weil sie nicht existiert. Ich habe keine Verwandten. Und mein Vater war ein kleiner Kaufmann in Trapani. Aber die Zeit lehrt, Signor Cagliani, daß man von kleinen Eltern stammen und eines Tages die Herrschaft des Landes in Händen halten kann."

Eine Pause entstand.

Der ungeheure Schatten, den Ormella beschworen hatte, geisterte durch den Raum.

„Es ist etwas anderes", sagte Don Tommaso langsam — „ob ein Mann seine Kräfte für sein Land einsetzt und für den König — oder für sich selbst."

„Es scheint, daß Sie wenig von mir wissen, Signor Cagliani —" erwiderte Ormella kalt. „Meine Geschäfte gehen über die halbe Erde. Das Kapital, das in meinen verschiedenen Unternehmungen investiert ist, übersteigt achtzehn Millionen Lire."

Don Tommaso nickte gelassen. „Ich weiß", sagte er. „Aber um so weniger ist mir begreiflich, daß Ihnen die Verbindung mit meinem Hause glücklich erscheint. Die Cagliani waren nie Geschäftsleute, Signor Ormella — es waren im Gegenteil Menschen von Prinzipien. Die Verbindung Ihres Namens mit dem Hause Cagliani würde Sie wahrscheinlich sehr erheblich behindern."

Das war zu deutlich, als daß Ormella nicht begriffen hätte. „Wenn du meine Tochter heiraten willst, kannst du deine zweideutigen Geschäfte nicht fortsetzen", hieß es. Oder auch: „Deine Geschäfte sind mir nicht anständig genug —" Es war Ormellas verletzbarste Stelle.

Denn gerade das, was der Alte verhindern wollte, das wollte er erreichen.

Er brauchte die Deckung, die ihm der Name Cagliani gewährt hätte — dieser stolze bürgerliche Name, der in Italien unter Umständen mehr bedeutete als ein Grafentitel.

Erstens war ein naher Verwandter der Cagliani Bürgermeister von Mailand, ein anderer Kommandant der Miliz in Palermo, ein dritter ein sehr einflußreicher Senator in Rom, und so weiter.

Zweitens war Don Tommaso selbst finanziell ein ebenbürtiger Partner — wobei ganz besonders wichtig war, daß er sein Vermögen in guten beleihbaren Staatspapieren angelegt hatte — während andere Leute — hm.

Ormella dachte daran, daß bis zum 1. des nächsten Monats vier Millionen Lire bei der Banca Commerciale abgedeckt werden mußten — wenn nicht sein ganzes, mühsam ausbalanciertes Kreditgebäude ins Wanken kommen sollte. Und diese vier Millionen waren aus keiner andern Sache mehr herauszuholen — selbst das langbewährte System, ein Loch zuzustopfen, indem man das andere aufriß, begann zu versagen.

Es waren zu viele Löcher da. Man mußte zum Ziel kommen. „Es ist", sagte Ormella, „niemals und in keinem Lande eine Schande gewesen, gute und gewinnbringende Geschäfte zu machen, solange man dabei natürlich nicht von dem Wege abweicht, den Gesetz und Recht uns vorschreiben. Hätte ich das getan, so säße ich jetzt nicht vor Ihnen. Die fascistische Gerichtsbarkeit arbeitet gut und sicher. Ich habe manches im Leben erreicht, ich darf wohl sagen, vieles. Es ist kein leichter Weg vom absoluten Nichts zu meiner heutigen Position. Und ich bin diesen Weg allein gegangen, ohne Protektion, ohne fremde Unterstützung. Jetzt, wo ich das Ziel erreicht habe, möchte ich es krönen! Ich glaube, ein Recht zu haben, so zu sprechen, Signor Cagliani."

Schon während dieser Worte hatte Don Tommaso mehrmals Zeichen hochmütiger Ungeduld gegeben.

Er strich den Rock zurecht, zog die Augenbrauen in die Höhe und trommelte nervös auf der Schreibtischplatte. Wie lange brauchte dieser Pescecane, dieser Haifisch, bis er merkte, daß man ihn nicht wollte.

„Signor Ormella, ich wiederhole, es ist mir eine große Ehre gewesen — aber ich beabsichtige noch nicht meine Tochter aus dem Hause zu geben."

In Ormellas mächtigem Gesicht veränderte sich kein Zug. Er war mit Männern aller Kaliber zusammengestoßen und zum Schluß hatte er noch immer gesiegt.

Als Don Tommaso Miene machte aufzustehen, legte er ganz leicht seine Finger auf die Schreibtischplatte — der alte Herr blieb sitzen.

„Ich bin, wie ich sagte, ein Mann aus dem Volke", sagte Ormella mit betonter Gutmütigkeit. Und dem Volk gegenüber muß man klar und einfach sprechen. „Signor Cagliani, was können Sie gegen mich haben?"

Er sah ihm groß und scharf in die Augen.

In Don Tommasos Stirn schoß eine Blutwelle. Er hatte lange genug an sich gehalten, lange genug unter selbstverständlicher gesellschaftlicher Höflichkeit seine Gefühle verborgen.

„Ich bin niemandem über meine Motive Rechenschaft schuldig", sagte er mit einer gefährlich herandonnernden Energie, in Ton und Ausdruck.

Schweigen. Es war unerträglich schwül im Zimmer.

Ormella stand auf. „Wir haben uns lange nicht gesehen, Signor Cagliani", sagte er langsam. „Meine Absichten Ihrer Familie gegenüber müssen Ihnen aber schon längst bekannt gewesen sein. Daß ich Sie in den letzten Wochen und Monaten nicht aufgesucht habe, geschah aus Taktgefühl. Ich achtete Ihren sehr begreiflichen Schmerz über das Verhalten Ihres unglücklichen Sohnes.

Der alte Herr wurde sehr bleich.

„Es war mir nur zu verständlich, daß Sie die Zurückgezogenheit von San Rocco aufsuchten", fuhr Ormella fort, und seine Augen funkelten. „Es ist ein harter Schlag für eine ehrenhafte und untadelige Familie, wenn ihr zukünftiger Chef, ein königlicher Offizier, wegen Vaterlandsverrats aus der Armee gestoßen wird und sich zudem dem Spruch des Militärgerichts durch Desertion entzieht. Aber Sie sollten bedenken, Signor Cagliani, daß es nicht gegen mich spricht, wenn ich, in der vordersten Linie des öffentlichen Lebens, bei meiner Absicht verbleibe, mich mit Ihrer Familie zu verbinden."

Don Tommaso wankte.

Einen Augenblick lang schien es, als würde er zusammenbrechen. Aber der alte Herr war zäh. Seine zitternden Fäuste stützten sich auf die Schreibtischplatte, er reckte den kurzen, massigen Hals nach vorn, seine Augäpfel waren blutunterlaufen. „In meinem Hause", schrie er. „In meinem Hause wagen Sie es, so etwas . . ."

Die Worte erstickten ihn fast. Aber noch einmal erkämpfte er sich den Weg zu seiner Kehle. „Und Sie, Sie sprechen so", schrie er, „Sie, der Sie an allem —"

Er brach ab. Nicht, weil ihm die Sprache versagte. All seine fürchterliche Aufregung vermochte nicht, sein Gerechtigkeitsgefühl zu überschwemmen, dieses unbeugsame, harte Element seines Wesens, das ihm vielleicht erst das

Reich werden über Nacht....

ein Traum, den Ihnen unsere Lotterie erfüllen kann. - Jahrzehntelang arbeiten und sparen und warten - und dann plötzlich - es läßt sich nicht ausdenken wie schön es wäre. Unmöglich ist nichts und bei der Lotterie sind alle gleich begünstigt!

1. Preis Fr. 100000.-
2. Preis Fr. 50000.-
3. Preis Fr. 20000.-
4. Preis Fr. . . . . 10000.- u. s. w.
Preissumme total Fr. 620000.-

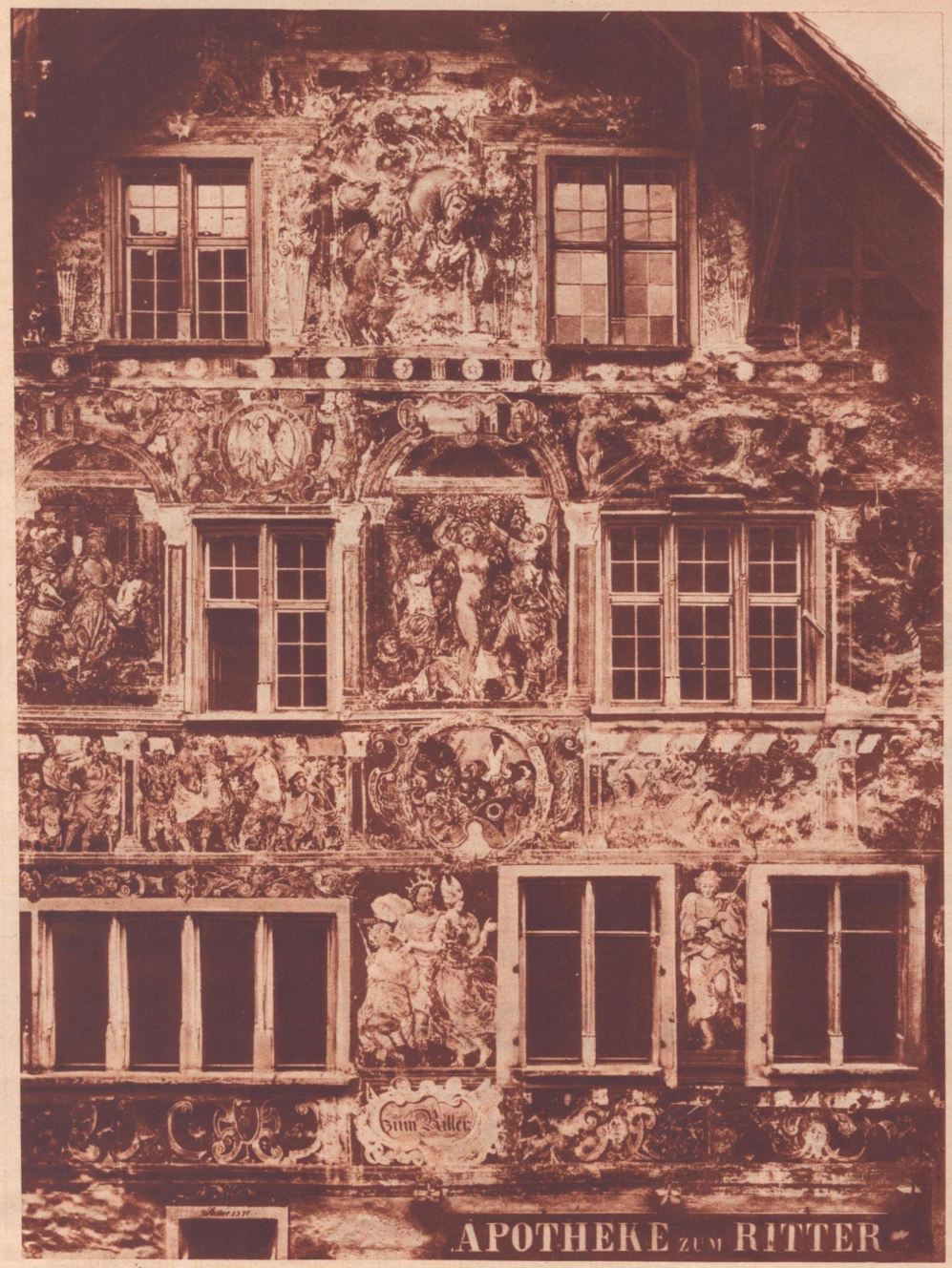
Lotterie zur Erhaltung des Freuler-Palastes in Näfels

Lotterie vom h. Regierungsrat des Kantons Glarus bewilligt.
Losvertrieb im Kanton Aargau behördlich nicht gestattet.

Auf je 10 Lose 1 Gratis-Gutschein; auf 50 Lose 6 Gratisgutscheine; auf 100 Lose 13 Gratis-Gutscheine. Treffer sofort ersichtlich.

Lose à Fr. 1.- werden per Nachnahme od. gegen Vorausbezahlung auf Postscheckkonto IXa 945 (Porto beifügen, Einschreiben 40 Cts.) diskret versandt d.

LOTTERIEBUREAU LOUIS JUNG · GLARUS



Das Haus «Zum Ritter» in Schaffhausen.

Schaffhausen verliert ein Wahrzeichen!

Wer je durch die Stadt Schaffhausen geschlendert ist, der blieb bestimmt vor dem Haus «zum Ritter» einige Zeit stehen und beschaute sich die gänzlich mit allegorischen Darstellungen und Ornamenten bemalte Fassade, und er ließ sich wohl auch sagen, daß sie noch die einzigen Wandmalereien des berühmten, 1539 zu Schaffhausen geborenen Meisters Tobias Stimmer seien. Letzteres stimmte zwar nicht mehr so ganz, denn im Jahre 1919 waren diese Fresken gründlich renoviert worden, und zwar nicht auf eine glückliche Art, denn heute schon muß man erkennen, daß der Zustand so schlecht ist, daß die ganze Malerei überhaupt in Gefahr steht. Es muß hier darauf hingewiesen werden, daß Tobias Stimmer, der diese Malerei im Jahre 1570 vollendete, zu den besten Künstlern gehört, die aus der Schweiz hervorgegangen sind, und daß es daher nicht gleichgültig ist, ob man ein so großes und bedeutsames Werk einfach seinem Schicksal überläßt. Aber was kann getan werden? Eine zweite Renovation scheint nach dem ersten Mißerfolg vernünftigerweise nicht mehr in Frage zu kommen. Also bleibt nur noch der Ausweg, auf den an einer kürzlich stattgefundenen Expertise der daran interessierten Kreise hingewiesen wurde, nämlich die Fresken von der Wand zu lösen und im Museum Allerheiligen in Schaffhausen geschützt sichtbar zu machen. Damit ist aber vorläufig nur der Kunst und der Pietät dem Künstler gegenüber gedient, nicht aber dem würdigen alten Haus «zum Ritter», das seit 1570 behäbig und wohnlich in Schaffhausen steht und das einem Kenner der Stadt und vor allen Dingen den Einheimischen ohne diesen Bilderschmuck recht hohl und nackt vorkommen müßte. Daher wurde auch der Beschluß gefaßt, möglichst genaue Kopien von der Stimmerschen Malerei anfertigen zu lassen und darnach das ganze Haus nachher wieder zu bemalen. Aber die Stadt wird doch ein Wahrzeichen verlieren, denn an die Stelle eines temperamentvollen Originals wird das Werk eines Kopisten treten.

H.

Recht gab, zu sein, wie er war. Ich kann es nicht beweisen, hämmerte es in seinem Hirn. Ich — kann — es — noch — nicht — beweisen. So brach er ab. Und nach einer keuchenden Pause sagte er: „Gehen Sie."

Ormella hatte aufgehorcht.

Nun zuckte er die Achseln. «Addio, Signor Cagliani», sagte er höflich. „Sie haben wohl die Freundlichkeit, mich bei den Damen zu entschuldigen."

Er machte eine leichte Verbeugung und verließ das Zimmer, das sofort auf eine seltsame Weise leer erschien.

So intensiv war ihr Gespräch gewesen, so völlig hatte es ihre angespannte Aufmerksamkeit beansprucht, daß sie beide nicht gemerkt hatten, wie eine Art von Dämmerung angebrochen war.

Ja, es war sogar fast dunkel geworden — um drei Uhr mittags. Ein Gewitter schien sich zusammenzuziehen.

Vielleicht suchten die elektrischen Spannungen, die bei der leichten Eruption am Vormittag entstanden sein mußten, ihre Entladung.

Don Tommaso stand noch immer mit aufgestützten Fäusten an seinem Schreibtisch.

Er war Sieger geblieben, Sieger, Sieger.

Er hatte den Haifisch vertrieben.

Aber es war erst der Beginn des Kampfes, das wußte er. Es war die Einleitung.

O Gott, o Christus, o Madonna, wenn sie die Wahrheit geredet hatte, diese Person heute morgen!

Don Tommaso biß die Zähne zusammen.

Er spürte ein plötzliches Schwindelgefühl, das ihm alles Blut in die Stirn trieb.

„Ein Schlaganfall", durchzuckte es ihn mit blitzschneller Angst. „Ich werde ohnmächtig werden, gelähmt, ein lallender Greis, sie werden mit mir machen, was sie wollen, jetzt jetzt —"

Aber es war kein Schlaganfall.

Das Zittern, das seinen schweren Körper durchlief, war in der Hölle geboren — es raste in diesem Augenblick durch Zehntausende von Menschen, riß allen Mut, alle Kraft, alle Selbstbeherrschung mit sich fort, ließ tapfere Männer aufbrüllen und Frauen zu Boden stürzen. Es schwang mit unsichtbaren Fäusten die Glocken von hundert Kirchen — —

Und dann, als sei es damit erst zum Bewußtsein seiner eigentlichen Macht gekommen, wuchs dieses Zittern zu einem heftigen Stoß, der den Boden knirschen machte.

Mit grotesker Wildheit begann der schwere schmiedeeiserne Kronleuchter hin und her zu schwingen. Bücher fielen vom Regal, mit krachendem Splittern zerschellte eine Vase.

Von der Küche her kam ein gellender Schrei: «Terremoto! Terremoto!»

Don Tommaso wurde mit unheimlicher Gewalt zurückgeschleudert, bis an die Wand, wo er sich mühsam, taumelnd, aufrecht hielt.

Während er noch versuchte zu überlegen, was man tun mußte, war es schon zu Ende.

Ein tieftönendes, unterirdisches Murmeln klang noch herauf wie ein unterdrücktes Gelächter. Dann war alles still, bleiern still.

Unheimlich still.

Es war nun fast dunkel. Und wieder der gelle Aufschrei der alten Angela:

«Piove! Piove cenere . . .»

Don Tommaso tappte zum Fenster. Ein bläulicher Blitz warf ihn zurück.

Er erhellte ein grauschwarzes Dunkel, in dem etwas wie ein flockiger, schmieriger Regen erkennbar schien. Aschenregen . . .

Entsetzt lief der alte Herr auf den Gang hinaus. „Giulia! Graziella!"

Bevor er Antwort bekam, flog die Haustür krachend auf. Ein Mann stand auf der Schwelle. Seine Gesichtszüge waren in der Dunkelheit nicht zu erkennen. Aber ein neuer Blitz zuckte auf.

Es war Ormella.

„Ich bedaure sehr, Signor Cagliani —". Seine Stimme klang schrill, überlaut. „Sie werden mir wohl oder übel noch Gastfreundschaft gewähren müssen."

Wieder ein Blitz.

Ormellas Gesicht glich einer hölzernen Maske. „Sie haben zu lange gezögert", klang es schrill und überlaut. „Die Straße nach Torre del Greco ist verschüttet. Unpassierbar. Am Südhang fließt Lava in Strömen."

„Was ist da zu tun . . .?" stammelte Don Tommaso. „Warum hat man uns nicht — was ist da zu tun?"

„Nichts, Signor Cagliani. Warten. Vielleicht kommen wir durch. Vielleicht krepieren wir."

3.

Die Haustür flog auf und Dorothee Winthrop trat heraus. „Gu'n Abend, Fräulein Doktor", sagte Frau Gubisch.

Dorothee nickte der Portierfrau freundlich zu.

„Pfui Teufel", sagte sie, und das galt dem eiskalten Regen, der ihr entgegensprühte.

Sie schlug den Kragen ihres Ledermantels hoch, faßte das kleine Instrumentenköfferchen fester und ging entschlossen darauf los.

„Das ist eine", dachte Frau Gubisch nicht ohne Respekt.

Dorothee Winthrop überquerte die Straße und schritt auf den gewaltigen Untergrundbahnhof zu.

In ihrer fast männlichen Gewohnheit, immer ein bißchen vorzudenken, angelte sie schon jetzt nach der Abonnementskarte in der geräumigen Manteltasche.

Der Bahnhof spie ihr ein halbes Hundert Menschen entgegen, für die der Arbeitstag zu Ende gegangen war.

Die meisten hatten müde, ausgeleerte Gesichter, bei einigen schimmerte die Vorfreude auf einen geliebten Menschen durch, aber alle hatten es eilig.

Dorothee Winthrop bohrte sich energisch hindurch, und man machte ihr Platz; es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß Eilige die Eile anderer achten.

Den jungen Menschen, der da mitten unter ihnen stand und Zeitung las, den rempelten sie an, er war ein Fremdkörper, was stand er da herum mit seiner Zeitung, der Idiot! Dorothee wollte ihm ausweichen.

Da geschah es, daß ihr Blick, ein zuerst kühler und eigentlich abwesender Blick, über sein Gesicht streifte — und sie blieb stehen, so plötzlich und ruckhaft, als habe ihr jemand etwas Schweres, Wuchtiges vor die Füße geworfen.

Noch drängte in ihr das Tempo, was ist denn los, mach', daß du auf den Bahnsteig kommst, der Zug wartet nicht. Aber diese Stimmen verebbten, aller Lärm um sie herum verebbte, sie stand und starrte dieses Gesicht an, starrte diese Augen an.

Es waren große, nachtschwarze Augen, wunderschöne Augen — aber in ihnen saß der Tod.

Ja, der Tod.

Das ist weiter kein pathetisches Wort für eine Aerztin, es ist ein Begriff, mit dem man täglich zu kämpfen hat, der große Widersacher, der Erbfeind.

Der Tod saß in den Augen dieses jungen schönen Menschen, und er hatte sein ganzes Gefolge mitgebracht: Angstschweiß und kaltige Blässe und bläuliche Lippen.

Dorothee warf einen raschen Blick um sich.

Sah denn niemand, was mit dem Menschen da los war? Sie rannten alle an ihm vorbei, gleichgültig, ohne aufzusehen.

Und er — er starrte auf das Zeitungsblatt, das er vor sich hinhielt und das in seinen wachsgelben Händen schwankte. Instinktiv machte Dorothee zwei Schritte auf ihn zu — instinktiv sah sie dahin, wohin seine Augen starrten — und da erkannte sie: es war nur der Widerschein des Todes in seinen Augen.

Der Tod selbst saß in der Zeitung.

„Der Versuv in Tätigkeit" las Dorothee.

Fettgedruckte Untertitel — sie konnte nur ein paar Worte erhaschen.

„— — fünf Dörfer zerstört — — San Rocco — — glühenden Lavamassen — — abgeschnitten — — Rettungsmaßnahmen — — Tote — —"

Das Zeitungsblatt schwankte hin und her.

Und Dorothee wußte plötzlich: das ist ein Italiener!

Das ist einer, den das zu innerst angeht — denn da brennt vielleicht das Liebste weg — — —

In diesem Augenblick stieß der junge Mensch einen heiseren unwirklich klingenden Laut aus, wie ein gefoltertes Tier.

Dann begann er zu schwanken, taumelte nach links, nach rechts, und fiel.

Dorothee fing ihn auf, fast brachte er sie dabei zu Fall, mit aller Kraft mußte sie sich anstemmen.

„Was ist denn, was ist denn." sagte eine tiefe Männerstimme. Dorothee fühlte, wie der Mann in ihren Armen leichter wurde, ein Riese mit einem dicken, gutmütigen Gesicht hatte zugegriffen, und da waren noch zwei, noch vier Arme, es wimmelte plötzlich von Gesichtern und Fragen, jetzt erst klatschte die Zeitung auf dem Boden auf, so schnell war das alles gegangen.

Wie ein Kind hing der schlanke junge Mensch in den Armen des Riesen.

„Bringt ihn doch nach der Rettungsstation", klirrte eine Frauenstimme.

Da war Dr. Dorothee Winthrop so weit.

„Ich bin Aerztin", sagte sie laut und sachlich. „Bitte, helfen Sie mir, den Mann in ein Taxi bringen. Ich wohne ganz nahe von hier."

Man starrte das blonde junge Mädchen einen Moment lang erstaunt an.

„Los, los", sagte sie ungeduldig. „Nehmen Sie doch bitte die Beine, Herr —"

Der magere Bankbeamte mit dem Kneifer auf der Nase machte ein verblüfftes Gesicht.

Er hatte eigentlich nur sehen wollen, warum da die Leute zusammenliefen.

Aber dann begriff er, daß ihm eine Rolle zugefallen war, von der sich später erzählen ließ; außerdem stiegen halbvergessene Begriffe von Menschenpflicht und so weiter in ihm auf. Und schließlich hatte dieses blonde Fräulein eine hübsche Portion Energie in Stimme und Ausdruck.

So kompliziert war der Vorgang im Gehirn des Mannes mit dem Kneifer, während er sich bückte und die Füße des Ohnmächtigen ergriff.

Die ganze Menschengruppe schwappte über das regennasse Trottoir bis zum Straßenrand, zehn Arme winkten einem Taxi, der Ohnmächtige wurde hineingestopft, Dorothee dankte kurz und sachlich, stieg nach und klappte den Schlag zu.

„Junge, Junge", sagte der Riese. „So gut möchte ich's auch mal haben, wenn ich umfalle —"

Der Puls des jungen Menschen ging schwach und unregelmäßig. Eiskalte Finger.

Der Kopf des jungen Menschen lehnte jetzt schwer gegen ihre Schulter.

Sie hörte seine schwachen, den Körper leise durchzitternden Atemzüge.

Hoffentlich stand Frau Gubisch noch im Portal — ja, da stand sie. Der Chauffeur mußte auch mithelfen, ein kleiner, breitschultriger Mensch mit weißlichen Augenbrauen. Zum Glück war es nur eine Treppe.

Der Kranke hatte die Augen geschlossen, aber er war nicht mehr völlig ohne Bewußtsein.

Er murmelte etwas Unverständliches.

Die Portiersfrau wiederholte immer wieder: „— aber so was — nein, nein, so was —"

Zum Wintersport
NIVEA-Creme

Besonders an kalten Wintertagen braucht Ihre Haut, um nicht rissig und spröde zu werden, einen ausreichenden Schutz gegen die Unbilden der Witterung.

Reiben Sie – vorbeugend – allabendlich, aber auch bevor Sie ins Freie gehen, Gesicht und Hände gut mit Nivea-Creme ein. Dann wird selbst längerer Aufenthalt in rauher und herber Luft nicht schaden, und Sie werden sich freuen über den zarten und feinen Schimmer Ihrer Haut.

*

Und woher diese Wirkung? Vom Euzerit! Gerade das macht Nivea-Creme so wirksam.

Nivea-Creme in Dosen und Tuben: Fr. o.50 bis 2.40
Schweizer Fabrikat — PILOT A.-G., BASEL

646

Und die gute dicke Pauly oben in der Wohnung machte ein dummes Gesicht, und rannte hilflos hin und her.

„Stellen Sie sich nicht so an", befahl Dorothee streng. „Geben Sie ein Becherglas mit Wasser her. Stecken Sie den Brenner an. Die kleine Alkoholflasche, bitte. Und einen Wattebausch. Da soll man nun nicht den Kopf verlieren."

Aber die dicke Pauly mit den ewig verwundert dreinschauenden Kuhaugen schaffte es.

Auf Dorothees Befehlston war sie geeicht.

Sie lohnte auch den Chauffeur ab und schob die neugierige Frau Gubisch hinaus.

Dorothee hatte den Kranken auf das wachstuchüberzogene Sofa legen lassen. Sie knöpfte ihm den Kragen ab, es war kein so frischer Kragen, er war sogar ziemlich schmutzig.

Auch das Hemd war nicht mehr sauber.

Sie machte die Brust frei.

„Stethoskop, Pauly."

Das Herz war nervös, sonst in Ordnung. Aber mager war der Jüngling, unterernährt. Schwach.

„Bouillon", dachte Dorothee. „Bouillon. Nicht Digitalis."

Die Pauly stand schon eine ganze Weile hinter ihr, eine kleine dicke weiße Statue, das Becherglas in der Hand.

Dorothee ergriff es und hielt es dem jungen Menschen an die Lippen.

Kam die Schluckbewegung?

Ja, sie kam. Und dann schlug er auch die Augen auf, verwirrt und abwesend.

„Nicht denken", sagte Dorothee. „Valanin, Pauly. Links oben im Schränkchen. Zwei Stück. Danke. Hier — schlucken Sie das — hier ist Wasser — so ist's gut — nun schön ruhig liegen. Ich brauche Sie nicht mehr, Pauly."

«Ma — chè — sono malato? — Perchè io —»

Es kam Ausdruck in die großen schwarzen Augen. „Was ist denn — passiert?"

„Es ist Ihnen schlecht geworden. Ich bin Aerztin", sagte Dorothee einfach.

Sie wußte: jetzt wird es ihm gleich wieder einfallen — und sie hatte Angst vor diesem Moment.

In dem jungen sehr italienischen Gesicht begann es zu arbeiten. Eine schmale Falte der Qual grub sich zwischen den dichten schwarzen Brauen ein. Und dann kam die Erinnerung zurück, mit einem heiseren, röchelnden Laut fuhr der junge Mensch hoch, er griff nach der nahen Tischplatte, um sich aufzurichten.

„Nein, nein, das dürfen Sie nicht", sagte Dorothee schnell.

Ein Lachen, das keines war. Gerungene Hände. „Sie wissen ja nicht", stöhnte der junge Mensch verzweifelt. „Sie wissen ja nicht —"

„Doch", sagte Dorothee stark. „Ich weiß. Ich habe die Zeitung gesehen. Aber da ist jetzt nichts zu machen. Sie müssen still liegen, ganz still. Später — später werden wir weitersehen."

Sie erschrak ein bißchen über ihr großes Wort. Später werden wir weitersehen. Wie wehrlos man gegen Unglück ist, gegen wirkliches Unglück.

Er saß jetzt, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, über sein schmales Gesicht ging nervöses Zucken. Plötzlich schlug er die Hände vor das Gesicht und brach in Weinen aus. Sein schmächtiger Oberkörper schwankte hin und her.

Es war ein schweres, unerlöstes, tränenloses Weinen, von kleinen, zerbrochenen Lauten begleitet.

Dr. Dorothee Winthrop sah es fassungslos mit an. Sie trat ganz nahe an ihn heran. „Sie dürfen sich nicht so nachgeben", sagte sie mit einer Sanftheit, die ihr selbst fremd war. „Sie müssen jetzt stark sein, hören Sie — das geht ja nicht —"

Und sie fuhr ihm zart und verlegen über das glänzend schwarze Haar, von dem wirre Strähnen über seine zuckenden Finger fielen. Da ließ er sich einfach fallen, zu ihr hin, sein Kopf fiel gegen ihren Schoß, seine Arme umschlangen sie ohne Kraft. «Mammina», stieß er hervor. «Mammina — sie sind alle — sie sind alle verloren — die kleine Graziella, so süß, so jung — meine Schwester — und die Eltern —"

„Aber nein", sagte Dorothee und sie nahm alle Kraft zusammen, um ihrer Stimme Festigkeit zu geben. „Nichts ist verloren — noch gar nichts. Das sind so die ersten Nachrichten — die sind immer viel schlimmer als die Wirklichkeit — ruhig, mein Lieber, ruhig —"

„Das ist ja ein Kind", dachte sie, während sie ihn in die Arme nahm. Das Wort «Mammina» hatte eine seltsam wehe Freude in ihr aufwachen lassen, sie wußte nicht warum. Sie setzte sich zu ihm.

„Ganz ruhig jetzt", bat sie. „Sie werden mir noch wirklich krank werden —"

Sie spürten sich gegenseitig, sie waren einander so nahe wie Menschen im Leben sein können, es war fast eine Art von Glücksgefühl, einen Atemzug lang.

Dann richtete sich der junge Italiener auf. „Verzeihen Sie, bitte", murmelte er in tiefer Verlegenheit. „Ich — ich bin halb verrückt — ich weiß gar nicht, was mir — einfällt —"

Wahrhaftig, er versuchte so etwas wie eine gesellschaftliche Haltung anzunehmen, mit seinem armen, verweinten Jungengesicht. Aber auch Dorothee zog sich plötzlich wieder in sich zurück. Sie war noch zu jung, um sich mit ihm über die Beschämung des Augenblicks hinwegzuhelfen.

„Ich werde eine Zeitung anrufen", sagte sie sachlich. „Vielleicht weiß man jetzt schon Näheres —"

„San Rocco", stieß der junge Italiener hervor. „San Rocco heißt der Ort — dort sind —" Er schluckte.

Dorothee griff zum Hörer, und verlangte die Nummer eines großen Verlagshauses. „Bitte, Nachrichtendienst. Ja. Hier Doktor Winthrop. Doktor Win-throp. Ja. Bitte, würden Sie so freundlich sein, mir zu sagen, ob neue Nachrichten über den Vesuvausbruch vorliegen. Es ist ein Herr bei mir, der Angehörige dort unten hat. Ja, bitte. Ich warte am Apparat." Endlose Pause.

„Sie sind sehr gut", murmelte der Italiener. „Es ist sehr gut von Ihnen."

Sie lächelte ihm zu und wurde gleich wieder ernst.

„Ja? Fünf Dörfer sind verschüttet — aber die Einwohner zum großen Teil gerettet — haben Sie Nachricht von San Rocco — San Roc-co — ja — so — existiert eine Liste der Geretteten„ — Noch nicht? Zu früh? — So. So. Vielen Dank. Ja. Ich rufe dann morgen früh noch einmal an." Sie hängte ab.

„Er meint, das italienische Konsulat würde wohl morgen früh schon eine Liste haben", sagte sie mit blassen Lippen. „San Rocco ist verschüttet, die Rettungsarbeiten konnten noch nicht bis dorthin vordringen, es fließt noch immer Lava . . ."

Der Italiener richtete sich mühsam auf. „Ich muß hin —" stieß er hervor. „Ich muß sofort hin — ich —"

Er schob die Hand zwischen die Zähne, um nicht aufzuschreien. Dorothee sah ihn mit heißen Augen an. „Das geht doch nicht — Sie sind krank, Sie —"

„Ich muß —"

„Es geht ja gar kein Zug mehr heute", behauptete sie aufs Geratewohl. „Sie müssen sich vor allen Dingen ausruhen und schlafen."

„Schlafen —" Er lächelte, daß es ihr ins Herz schnitt.

„Ich werde Ihnen etwas verschreiben", sagte sie leise. „Dann werden Sie schlafen —"

Er schüttelte den Kopf.

„Sie sind sehr gut", sagte er wieder. „Aber jetzt — jetzt muß ich gehen — —"

„Ich kann ihn doch nicht so fortgehen lassen", dachte sie.

Aber dann fiel ihr Professor Stechmayrs Gesicht ein — ein grobkantiger, goldbebrillter Bauernkopf mit einem spitzen, weißen Bart. „Frauen, meine Damen und Herren, sind in irgendeiner Hinsicht immer schlechte Aerzte. Die meisten von ihnen darum, weil sie nie eine sachliche Einstellung zum Patienten haben, sondern immer Sympathien oder Antipathien. Diagnose und besonders Therapie sind dann danach, b'hüet di Gott!" Sie war das böse Wort des großen Lungenspezialisten nie mehr los geworden. Sie bekam wieder ihr Berufsgesicht.

„Auf alle Fälle müssen Sie sich zu Hause gleich hinlegen."

Sie begann ein Rezept auszuschreiben. „Das holen Sie sich vorher in der Apotheke. Drei Häuser von hier ist eine. Links, wenn Sie herauskommen."

Der Italiener nickte mehrmals, er hatte abwesende Augen. „Ich bin in Ihrer Schuld", sagte er zögernd.

Eine kleine Falte erschien auf ihrer Stirne. — „Drei Mark, bitte", sagte sie.

Der Italiener nickte wieder, er griff in die Tasche, zog ein kleines altes Portemonnaie heraus und begann Geld auf den Tisch zu zählen. Dann bekam er einen blutroten Kopf. „Ich habe nur zwei Mark sechzig bei mir", sagte er in tiefer Scham. „Ich werde Ihnen den Rest morgen schicken."

„Stecken Sie das wieder ein", sagte sie ruhig. „Zuerst müssen Sie das Schlafmittel kaufen. Sie können mir das Geld am nächsten Ersten schicken. „Wie ist Ihr Name bitte . . .?"

„Fran — ich heiße Malatesta. Almoro Malatesta. Ich wohne in der Windscheidstraße 41 bei Lißmann."

Sie machte sich eine Notiz. „Also am Ersten", sagte sie abschließend und nickte ihm zu. „Hoffentlich bekommen Sie morgen früh gute Nachrichten —"

„Ja", sagte er, und er sah an ihr vorbei, als sie ihm die Hand gab. „Ja — ja, vielen Dank."

Er verbeugte sich und schritt aus dem Zimmer, mit steifen, hölzernen Schritten.

Dorothee hörte, wie die Pauly „Guten Abend" sagte. Dann fiel die Wohnungstür zu.

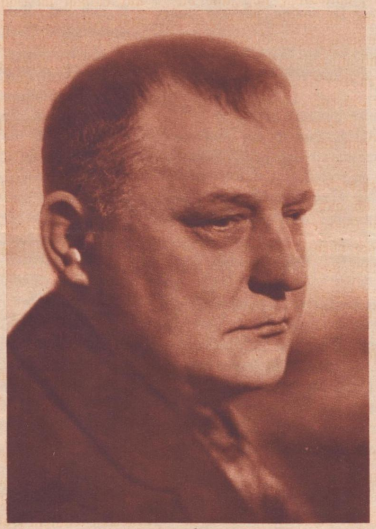
„Ich hätte ihn nicht gehen lassen sollen", dachte Dorothee. „Er sieht nicht aus wie einer, der viele Freunde hat. Er sieht einsam aus. Heiliger Stechmayr, wie recht hast du, du Ekel —"

Sie sprang ungestüm auf und trat ans Fenster, das sie öffnete. Der kalte Sprühregen dauerte noch immer an. Straßenbahnen bimmelten. Es roch nach Herbst und Nässe. Die Menschen gingen hastig und geduckt.

Tief unten im Süden brannte ein Berg, ein geheimnisvoller, höllischer Berg, der warf glühende Massen aus, begrub fünf Dörfer und machte Hunderte und Hunderte unglücklich. Es war viel Unglück in der Welt.

Es war ein Verbrechen, den Jungen so gehen zu lassen. Warum kam er denn eigentlich nicht zum Vorschein? Er mußte doch längst unten sein. Und sie konnte ihn nicht übersehen, da, dicht unter ihr, war das Portal.

Sie wartete. Er kam nicht. Kam nicht. Sie trat zurück. Einen Augenblick stand sie still und nachdenklich im Zimmer. Dann ging sie zur Wohnungstür, schob den Riegel zurück, öffnete und trat hinaus. (Fortsetzung folgt)



José Berr, der bekannte Schweizer Komponist, wird am 29. Dezember 60 Jahre alt. Er schrieb eine Reihe bedeutender Kompositionen, die von der Musikwelt begeistert aufgenommen wurden. José Berr amtet seit 35 Jahren auch als Musikpädagoge in Zürich.

Die russisch-mexikanische Tänzerin Tatjana Barbakoff tritt zurzeit in verschiedenen Schweizer Städten auf. Ihre Darbietungen nach altklassischer Suitenmusik und nach russischer Bauernweise sind eine tänzerische Virtuosität, wie man sie selten sieht.

Die Viertelstunde des Nachdenkens

Von Franz Carl Endres, Küßnacht am Rigi.

11. Silvester. Ich habe einmal in einer Silvesternacht eine Vision gehabt. Ich sah ein altes Weib durch die Straßen ziehen, mit einem großen Sack auf dem Rücken. Das Weib humpelte ächzend einer Brücke zu, die über einen Fluß führte, der die beiden Stadtteile voneinander trennte. Da lehnte sich das alte Weib an das Brückengeländer und fing an, ihren Sack über die Brücke hinunter in den Fluß zu leeren. Ein goldenes Gerieſel ſank aus dem Sack in die ſchwarze Tiefe. Millionen von goldenen Sternchen verſanken da. „Was treibſt du, Weib?" fragte ich die Alte.

Sie grinſte. „Es ſind die Träume der Menſchen, die ſie in einem Jahre geträumt haben. Ihre Träume vom Glück! Hinunter damit! Es iſt alles Plunder!" — „Aber ſie glänzen doch ſo ſchön", wandte ich ein. — „Das einzige, was ſie können", war die Antwort der Alten, und immer neue Ströme von goldenen Sternen kamen aus dem Sack und verſanken in der Tiefe.

„Und ſind nun alle Träume der Menſchen verſunken, wenn der Sack leer iſt?" fragte ich weiter.

„Das iſt es ja", ſeufzte die Alte, „wenn ich zu Silveſter alle vergeblichen Menſchenträume vom Glück in den Fluß des Todes ſenke, dann läuten ſchon die Neujahrsglocken, und neue Menſchenträume wachen auf. Die Menſchen können es nicht laſſen."

„Warum tuſt du es dann, wenn es vergeblich iſt?" fragte ich das Weib. Das Weib richtete ſeine großen, dunklen Augen auf mich. „Warum träumſt du denn, wo es auch vergeblich iſt?"

„Weil ich ein Dichter bin", antwortete ich, „und die Menſchen träumen auch alle, weil ſie alle in ihren Träumen Dichter ſind. Sonſt würden ſie ihr Los nicht ertragen."

Da lachte das alte Weib und mit wilder Gebärde warf ſie den leeren Sack dem goldenen Gerieſel nach. „Und ich", ſagte ſie flüſternd zu mir, „ich bin eurer Dichtung Regiſſeur, bin eurer Träume Bühne, bin eures Glückes Theaterdirektor, verſtehſt du mich? Denn ich bin das Schickſal, die Norne . . ."

Die Geſtalt des alten Weibes verblaßte und entſchwand meinen Blicken. Aber da ſah ich aus dem Fluß, der zu leuchten begann, Millionen von Sternen aufſteigen. Alles um mich war ein goldener, nach oben ſteigender Regen. Ich erſchrak und wußte nicht, was das war.

Und von irgendwoher hörte ich eine Engelsſtimme, die ſang die Worte: „Es ſind die Träume der Menſchen, die in ihre Heimat ziehen, von der ſie wiederkommen in die Herzen der Menſchen. Denn ſie ſind unſterblich und ſtärker als das Schickſal."

* * *

Lärm in der Silveſternacht! Auch die wilden Völker machen Lärm, um die Dämonen zu verſcheuchen. Tun wir desgleichen? Sind es etwa die Dämonen in unſerem Innern, die wir mit Geſchrei und Geſchieße vertreiben wollen? Und wenn ſie vertrieben ſind, kommen die guten Vorſätze für das neue Jahr. Es iſt ſehr bequem, dieſen Vorſätzen nur einmal im Jahre Gehör zu ſchenken. Aber wäre es nicht beſſer, in ſich jeden Abend Silveſter zu feiern? Nicht zu ſchreien, aber die guten Vorſätze lebendig werden zu laſſen. Vielleicht würden wir uns über uns ſelbſt ſchämen, daß wir dieſe Vorſätze nie zur Tat werden laſſen. Und dann am Silveſterabend trinken wir Punſch, viele Menſchen trinken ſehr viel Punſch. Wohl deshalb, damit die große Scham nicht aufſteht und uns Grobheiten macht über unſer Verhalten im alten Jahre. Der Punſch ſchläfert ſie ein, und an ihre Stelle tritt das beſeligende Bewußtſein, doch ein ganzer Kerl zu ſein. Und dies Bewußtſein iſt ſchon eines Punſches wert. Aber trinkt nicht zu viel, ſonſt ſchläft auch der „ganze Kerl" ein und die Scham wacht wieder auf und kommt als heulendes Elend. Und das iſt nicht ſchön.

* * *

Und wenn du einſam, Menſchenbruder, am Silveſterabend daſitzeſt und es kommt die Traurigkeit über dich, wenn du den Lärm derer hörſt, die in Geſellſchaft ſind oder an ihr Lachen, an ihre Fröhlichkeit denkſt, ſo denke du eine Viertelſtunde nach! Und wenn deine Gedanken dann gut und gütig werden, dann biſt du, einſam, in einer ſo guten Geſellſchaft, daß dich alle andern darum beneiden könnten. Dafür ſollten wir ſorgen, daß wir immer, wenn wir allein ſind, uns in der beſten Geſellſchaft befinden.

Marschall Pilsudski

Das Leben eines Patrioten

Von F. W. von Oertzen

3. Fortsetzung.

Pilsudski unternimmt immer wieder Reisen ins Ausland, um bei den Polen, besonders im Westen Europas, Geldmittel für seine Organisation locker zu machen. Aber dort, in England oder in Frankreich, weiß man so gut wie gar nichts von ihm. Dort hört man besten Falles mit halbem Interesse zu, wenn er für seine Ideen wirbt, und wenn es dann ans Zahlen geht, zuckt man höflich die Achseln und läßt sehr deutlich durchblicken, daß man für derartige Phantastereien sein gutes Geld für zu schade halte. Trotzdem gelingt es Pilsudskis unbeugsamer Energie, wenigstens soviel Mittel zusammenzubekommen, daß die Organisation im Laufe der Zeit bis auf etwa 200 Cadres für eine ebenso große Zahl von Schützenkompagnien steigt.

Der Endkampf um das Reich.

Der Kriegsausbruch ist der Tag, auf den Josef Pilsudski seit Jahren sich vorbereitet hat. Der große europäische Konflikt muß die Entscheidung bringen. Jetzt ist der große Krieg der Völker da, den die polnischen Patrioten seit der Zeit Napoleons I. erhofft und erfleht haben. Jetzt muß der Welt bewiesen werden, daß Polen noch existiert und daß polnische Männer in diesem großen europäischen Kriege für Polen und nur für Polen allein die Waffen führen. Kein Volk ist in diesen Tagen des Kriegsausbruches so zerrissen wie das polnische Volk. Die Jugend Polens dient in den Heeren aller drei Teilungsmächte. Hunderttausende müssen russische Uniformen tragen, viele Zehntausende stehen in der österreichischen oder in der deutschen Armee. Jeder Pole, der in diesem Kriege einen Schuß abgibt, muß damit rechnen, einen Landsmann zu treffen. Das ist die Lage, und es gibt viele ehrliche und national gesinnte polnische Männer, die unter der Vorstellung dieses ungewollten Bruderkrieges innerlich beinahe zerbrechen. Auch Pilsudski weiß, daß diese letzte große Auseinandersetzung mit polnischem Blute, von Polen selbst vergossen, ausgetragen werden muß. Aber es bleibt keine andere Wahl. Worauf es ankommt, ist, zunächst einmal der Welt zu zeigen, daß es nicht nur russische, österreichische und deutsche Soldaten polnischer Nationalität gibt, sondern daß es polnische Soldaten gibt, die für Polen und für ein polnisches Reich in diesen Krieg gehen. Wäre es anders, so wäre vom polnischen Standpunkt aus dieser Krieg nur ein grausamer Brudermord. Durch die Tat muß der Beweis erbracht werden, daß auch für polnische Menschen, und gerade für sie, der europäische Krieg einen Sinn besitzt. Dieser Beweis muß sofort und ohne jedes Zögern erbracht werden.

Aus dieser Ueberlegung heraus wartet Josef Pilsudski nicht, bis sich die österreichischen Behörden entschließen, seine Schützenkompagnien in ihrer Gesamtheit mit modernen Waffen auszurüsten.

Am 6. August 1914 überschreitet Josef Pilsudski weit vor der österreichischen Vorhut mit noch nicht ganz zweihundert Mann, die er in aller Eile zusammengerafft hat, die Grenze zwischen Galizien und Kongreßpolen. Damit steht eine rein polnische Formation im Felde. Schon in den ersten Tagen kommt es zu Gefechten mit kleinen russischen Abteilungen. Schon diese ersten Gefechte erbringen auch den blutigen Beweis für die notwendige Sinnlosigkeit eines Kampfes von Polen gegen Polen.

Pilsudskis kleine Abteilung ist auf dem Marsche auf die polnische Stadt Kielce. Sie stößt auf eine zahlenmäßig weit überlegene russische Formation. Pilsudskis Schützen verfügen weder über Artillerie noch über Maschinengewehre. Aber das macht nichts. Sie wollen vorwärts, und es ist keiner unter ihnen, der sich nicht an die glänzenden Waffentaten vergangener polnischer Generationen im Freiheitskampfe des polnischen Volkes erinnert. Diese polnischen Freiwilligen wollen nicht weniger leisten als die Freiwilligen der Aufstände von 1794 und 1831. Wenn es damals gelungen ist, trotz schlechterer Bewaffnung weit überlegene russische Kräfte zu schlagen, so wird es heute wieder gelingen.

Der Zusammenstoß mit den Russen ist hart und blutig. Aber der Erfolg ist tatsächlich auf der Seite der Polen. Fast fluchtartig weichen die Russen zurück und die kleine polnische Abteilung kann ihren Vormarsch fortsetzen.

Heiß brennt die Augustsonne. Am Straßenrand liegt ein schwerverwundeter junger russischer Soldat. Eine Kugel hat ihm die Brust durchbohrt. Mühsam atmet der Schwerverletzte. Und bei jedem Atemzug treten kleine Bläschen blutigen Schaums auf seine Lippen. Ein schwerer Lungenschuß also. Josef Pilsudski tritt zu dem Verwundeten. Dieser sieht die polnische Legionärmütze und macht verzweifelte Anstrengung, um zu sprechen. Pfeifend kommt von seinen Lippen die Frage: „Sind Sie vielleicht aus Litauen?"

„Ja", antwortet Pilsudski, „ich bin aus Litauen, aus der Umgegend von Wilna."

„Ich", sagt der Verwundete, „bin aus Grodno. Mein Name ist Stetkiewicz. Wie heißen Sie?"

„Pilsudski. Auf dem Gymnasium in Wilna hatte ich einen guten Freund mit Namen Stetkiewicz."

Der Schwerverwundete wendet Pilsudski ganz langsam den Kopf zu. Er sieht ihn aus fast schon brechenden Augen an, die sich jetzt langsam mit Tränen füllen. „Mein Vater", murmelt er ganz leise.

Pilsudski beißt die Zähne zusammen. Das also ist dieser Krieg, der geführt werden muß, weil es um die Freiheit des polnischen Volkes geht. Das Gewehr auf seiner Schulter ist plötzlich eine drückende Last. Vielleicht hat die eigene Kugel den Sohn des Jugendfreundes getroffen.

Pilsudski reißt sich zusammen. Vorne verhallen die letzten Schüsse der zurückweichenden Russen. Dieser Kampf, in dem Polen auf Polen schießen müssen, ist entsetzlich. Aber in über hundert Jahren des Kampfes um die Freiheit der polnischen Nation ist schon so viel polnisches Blut geflossen, daß man nun kurz vor der wahrscheinlichen Entscheidung über das Schicksal des ganzen Volkes nicht weich werden darf. Weiter vorwärts, das ist die einzige Losung, die es gibt.

Wenige Tage später, am 12. August, zieht die Abteilung Pilsudskis in Kielce ein. Zum erstenmal seit vielen Generationen weht auf dem Marktplatz in Kielce wieder eine polnische Fahne. Der Kampf hat begonnen, und wenn es auch nur ein paar Hunderte sind, die ihn führen. Es gibt wieder polnische Soldaten.

Im österreichischen Hauptquartier ist man über die Eigenmächtigkeit dieses merkwürdigen Herrn Pilsudski zunächst erstaunt. Man weiß nicht recht, was das alles zu bedeuten hat. Es ist ja sehr nett, wenn polnische Soldaten ohne Amt und Auftrag bis nach Kielce vorstoßen. Aber die Herren im Generalstab sind ein wenig ratlos.

Während dieser Tage spielt sich in Wien hinter den Kulissen ein interessanter politischer Kampf ab. Der österreichisch-ungarische Finanzminister Bilinski, ein galizischer Pole, hat mit dem österreichisch-ungarischen Außenminister, Graf Berchtold, einen Aufruf vorbereitet, den Kaiser Franz Josef an das polnische Volk richten soll. In diesem Aufruf heißt es unter anderem:

„Wenn der allmächtige Gott den verbündeten Heeren den Sieg schenkt, wird Euer Land dem Verband meiner Staaten untrennbar in der Weise einverleibt werden, daß es mit meinem, von Euren Landsleuten bewohnten Land ein einheitliches Königreich bilden wird, dessen Verwaltung, unter Berücksichtigung der obersten Interessen und Bedürfnisse unserer Monarchie, ich der vor dem nationalen Sejm in Warschau verantwortlichen Regierung übertragen werde."

Das soll die Ankündigung der sogenannten austropolnischen trialistischen Lösung der polnischen Frage sein. Doch die Veröffentlichung dieses Aufrufs unterbleibt. Von Berlin aus gibt man recht deutlich zu verstehen, daß in dieser höchst einseitigen Form und in diesem Augenblick die polnische Frage nicht zu entscheiden sei. Aber auch auf der Seite der Ungarn protestiert man heftig gegen eine derartige Lösung. Offenbar fürchtet man in Budapest, daß die Schaffung eines großen polnischen Königsreichs unter der habsburgischen Krone den Einfluß und die Stellung Ungarns zum habsburgischen Staatenverbande beeinträchtigen könne. Die Ungarn möchten ungern von einer Hälfte der Doppelmonarchie zu einem Drittel herabsinken.

Pilsudski erfährt von diesen Wiener Auseinandersetzungen und ist im Grunde seines Herzens über den Ausgang recht froh. Wäre bereits in diesem Augenblick die offizielle Ankündigung eines polnischen Königreiches unter habsburgischer Oberhoheit erfolgt, so wäre damit seiner militärischen Demonstration für ein völlig unabhängiges Polen viel von ihrer Wirkung im polnischen Volke selbst verlorengegangen.

Trotzdem weiß Pilsudski natürlich genau, daß es jetzt noch zu früh ist, um mit konkreten politischen Forderungen hervorzutreten. Man hat später Josef Pilsudski einen Vorwurf daraus zu machen versucht, daß er damals in den ersten Wochen des Krieges gegen eine mögliche austropolnische Lösung nichts eingewendet habe. Gewiß hat er das nicht getan. Aber in diesem Augenblick kommt es ihm zunächst einmal darauf an, mit Hilfe der österreichischen Militärbehörden seine Militärorganisation zu erweitern und auszubauen. Das wäre ohne Zweifel nicht möglich gewesen, wenn er damals schon in dem Ton gesprochen hätte, in dem er zwei Jahre später dann tatsächlich gesprochen hat.

Durch sein scheinbares Eingehen auf die österreichischen Interessen erreicht er, daß der größte Teil seiner Schützenorganisationen noch im Laufe des August in polnischen Uniformen in der sogenannten polnischen Legion zusammengefaßt wird. Bewaffnung, Verpflegung und Löhnung erfolgt durch die österreichischen Behörden. Und darauf in erster Linie kommt es Pilsudski an.

Die polnische Legion besteht zunächst aus zwei Brigaden, zu denen später noch eine dritte kommt. Pilsudski selbst erhält das Kommando über die erste Brigade. Jene erste Brigade, der angehört zu haben im späteren polnischen Staat mehr wert ist als jeder andere Rang und Titel.

Die polnische Legion Josef Pilsudskis macht der militärischen Tradition der alten polnischen Legionen alle Ehre. Mit Staunen sehen die österreichischen Offiziere, wie diese Formationen, die sie bis dahin immer ein wenig über die Achsel angesehen haben, angreifen und vorgehen. Und ein noch größeres Erstaunen rufen die polnischen Offiziere hervor, diese Männer, die aus irgendwelchen Zivilberufen kommen und nun auf einmal militärische Führer sind. Doch das Staunen der Oesterreicher ist zu tiefst unberechtigt. Es kommt einfach daher, daß die österreichischen Offiziere sich nicht recht vorstellen können, daß Offizier und Mann in einer Truppe von demselben Geist besessen sind und daß sich aus diesem geistigen Zusammenhalt ein Elan ergibt, der mit den natürlichen Mängeln fehlender Schulung und taktischer Ausbildung scheinbar ohne Schwierigkeiten fertig wird. In den höheren österreichischen Stäben, die mit den Polen zu arbeiten haben, hat man auch zu diesem Zeitpunkt noch nicht erkannt, welches eigentlich der Sinn dieser polnischen Legionen ist. Man betrachtet sie als eine quantité négligeable, und immer wieder kommt es vor, daß man bei der Berücksichtigung von Verpflegung, Ausrüstung usw. die Polen einfach vergißt. Wenn das vorkommt, kennt Josef Pilsudski keine Zurückhaltung mehr. Dann beschwert er sich in einem Ton, der manchmal mehr von der schneidenden Schärfe irgendeines Leitartikels aus seiner Journalistenzeit hat als von den vorgeschriebenen Phrasen einer dienstlichen Beschwerdeschrift.

Pilsudskis Wohnsitz weist ein richtiges kleines Museum auf.

Es besteht aus Geschenken und Ehrungen, die der populäre Marschall im Laufe der Zeit von allen Seiten erhalten hat, wie Ehrenurkunden, Andenken, Fahnen, Waffen, Pokale usw. — Frau Pilsudska und eine Tochter zeigen einem Besuch das Museum. (Argusphoto)

Eines Tages verirrt sich ein hoher österreichischer Truppenführer sehr weit nach vorne. In irgendeinem kleinen Städtchen stößt er auf zwei Bataillone von Pilsudskis erster Brigade. Es ist das erste Mal seit Kriegsausbruch, daß die Legionäre einen so hohen militärischen Führer der Oesterreicher zu Gesicht bekommen. Es soll in aller Eile ein paradeähnlicher Vorbeimarsch stattfinden. Die Legionäre haben nicht ganz unberechtigerweise das Gefühl, daß sie diesen Krieg zu anderen Zwecken als zu denen von Paraden führen. Aber was hilft's. Es wird angetreten, und die Truppe stellt sich zum Parademarsch bereit. Die Gewehrlage ist nicht die allerbeste. Auch mit der Richtung hapert so manches. Aber irgendwie wird es schon gehen. Sogar eine kleine Kapelle ist ja vorhanden. Pilsudski selber ist bei diesem kleinen Vorfall nicht anwesend. Der rangälteste polnische Offizier übernimmt das Kommando. Mit möglichster Strammheit marschiert die Kapelle los, schwenkt ein, der Tambour gibt seine Signale und über den Marktplatz des kleinen polnischen Städtchens schallen die Klänge des alten polnischen Kampfliedes: „Noch ist Polen nicht verloren!"

Das Lied kennt der alte österreichische General. Er kennt es und er nimmt es übel. Wütend wendet er sich an seinen Adjutanten. Der jagt in gestrecktem Galopp auf die Kapelle los. Ein paar Sekunden später schweigt die Musik und die Bataillone defilieren ohne Musikbegleitung an dem österreichischen General vorbei.

Diese und ähnliche kleine Zwischenfälle heben die Stimmung zwischen den Polen und den Oesterreichern auf die Dauer nicht sehr. Es ist jetzt schon so weit, daß ein polnischer Bataillonskommandeur in einem Tagesbefehl an sein Bataillon vor dem Beginn eines größeren Gefechts folgendes sagt:

„Soldaten! Zeigt in den Kämpfen, die uns bevorstehen, eine Haltung, die eines polnischen Soldaten würdig ist. Legt dieselbe Todesverachtung an den Tag wie unsere Feinde, die Deutschen."

Den ersten Tagen des Vormarsches, hinein ins kongreßpolnische Königreich, folgen die deprimierenden Wochen des österreichischen Rückzuges vor den nachdringenden Russen. Zähneknirschend muß Pilsudski seine Bataillone zurückführen bis fast unter die Mauern von Krakau. Pilsudski weiß, was seine Leute zu leisten imstande wären. Er hat es in den ersten Augusttagen immer wieder durch die härtesten Proben feststellen können. Um so schmerzlicher ist es ihm deshalb, daß er in diesem Augenblick zurück muß, anstatt vorwärs gehen zu können. Dieser Rückzug ist für Pilsudski das Bitterste, was er sich denken kann. Aber es hilft nichts. Er kommandiert sechs Bataillone und eine Schwadron. Damit kann man selbst beim besten Willen allein die russische Millionenarmee nicht aufhalten und zurückwerfen. Aber auch diesen Rückzug halten die Legionäre aus, ohne zu murren. Ihr Vertrauen zu ihrem Kommandanten Pilsudski ist unbegrenzt. Sie wissen, daß ihr Führer nicht zu denen gehört, die zurückgehen, wenn es sich vermeiden läßt. Sie wissen, daß Josef Pilsudski deshalb an ihrer Spitze steht, weil er hofft und glaubt, auf diese Weise am besten für die Befreiung Polens wirken zu können. Die Legionäre müssen zwar mit den Oesterreichern zurückgehen, aber die Gemeinsamkeit dieses Rückzuges macht sie noch nicht zu österreichischen Soldaten.

Diese erste Brigade ist eine merkwürdige Formation. In ihren Reihen stehen grauhaarige Männer von über fünfzig neben Kindern, die eben erst das fünfzehnte Lebensjahr überschritten haben. Da stehen bekannte und über die Grenzen ihres Vaterlandes weit hinaus berühmte Schriftsteller neben analphabetischen Bauern. Da sind Angehörige der ältesten polnischen Adelsgeschlechter in derselben Gruppe mit Fabrikarbeitern. Da gibt es Juden und Christen. Aber niemand empfindet irgendeinen Unterschied. Alle sind sie Polen, und nur Polen, aus welchem Teil dieses zerrissenen Landes sie auch stammen mögen.

Man wird einwenden können, daß wahrscheinlich in allen kriegführenden Armeen der Professor neben dem Arbeiter und der Dichter neben dem Analphabeten gestanden hat. Das ist richtig. Aber bei diesen polnischen Formationen ist es insofern etwas anderes, als all diese Männer nicht in jener Tradition militärischer Disziplin groß geworden waren, wie sie das stärkste Rückgrat etwa in der deutschen Armee stets gebildet hat. Diese Freiwilligen aus Kongreßpolen, die allein ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten, um sich der Einstellung in die russische Armee zu entziehen, diese Fünfzehnjährigen und Sechzigjährigen, diese Frauen, die immer wieder in den Reihen der ersten Brigade aufgetaucht sind —, sie alle zusammen bildeten nicht den Teil irgendeiner Armee, sondern sie waren die lebendige Demonstration für die Existenz eines Polens von morgen.

Das ist der Inhalt und das Wesen dieser ersten Brigade, und auf diese Tatsache gründete sich jene Legende, zu der die erste Brigade im Laufe der Zeit geworden ist.

Zum letztenmal Gefangener.

Der Krieg rollt weiter. Die polnische Legion ficht und marschiert, marschiert und ficht. Ist sie wirklich nur ein Teilchen dieser riesigen Kriegsmaschinerie? Es könnte so scheinen. Nach dem Willen Josef Pilsudskis soll die Legion mehr sein. Dieser Wille des Kommandanten treibt die kleine Truppe zu teilweise heroischen Leistungen. Aber in diesen Monaten sind Leistungen des militärischen Heroismus nichts Besonderes. Auf allen Kriegsschauplätzen werden Taten vollbracht, die noch vor ein paar Monaten unvorstellbar gewesen wären. Selbst der stärkste Elan, selbst die verbissenste Energie von ein paar polnischen Bataillonen wird diesen Krieg nicht entscheiden.

Pilsudski weiß das. Er, der Romantiker der Idee und der Realist der Tat, denkt weiter. Die heroische Demonstration der polnischen Tat ist getan. Rußland muß geschlagen werden. Das ist ohne Zweifel das Erste. Was polnische Soldaten zur Erreichung dieses Zieles tut können, wird getan werden. Aber das ist noch nicht alles. Pilsudski empfindet jetzt mit voller Klarheit, daß auch die Niederlage Rußlands den Kampf um Polens Freiheit noch nicht entscheiden wird. Wie lange wird es dauern, bis die Verbündeten von heute, die Oesterreicher und Deutschen, die Gegner von morgen sein werden? Eines Tages muß das kommen. Pilsudski will für diesen Fall vorbereitet sein.

So beginnt er schon Ende des Jahres 1914 mit der Organisation der sogenannten P. O. W. (Polska organizacja wojskowa). Damit kehrt er wieder zurück zur alten und kaum jemand wie ihm so gut bekannten Methode des Kampfes im Dunkeln.

Hinter der russischen Front, im Herzen des kongreßpolnischen Landes gehen seine Beauftragten an die Arbeit.

Sie sollen ein Organisationsnetz schaffen, bei dem alle Fäden für eine kommende polnische Nationalarmee zusammenlaufen. Diese Arbeit muß in einem kriegführenden Lande getan werden. Diese Arbeit ist wieder wie vor Jahren für jeden, der an ihr teilnimmt, ein dauerndes Spiel mit dem Tode. Doch die Männer der ersten Brigade, die für die Organisation der P. O. W. in allererster Linie Verwendung finden, sind erprobte Kämpfer. Gewiß, es ist schöner und vielleicht heroischer, Seite an Seite mit den Kameraden im Gefecht zu stehen, als allein, umgeben von Feinden, unterirdische Arbeit verrichten zu müssen. Aber diese Männer beißen die Zähne zusammen. Hier gibt es keine Orden zu verdienen. Hier gibt es keine Anerkennung in Heeresberichten. Hier hat man nur seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit für sein Vaterland zu tun, das die ganze Welt auch heute noch nicht anerkennen will.

In wenigen Monaten steht die Organisation einigermaßen. Durch sie erfaßt man viele Zehntausende von wehrfähigen Männern in ganz Polen.

Aber nicht nur die Männer arbeiten mit. Zu Hunderten stellen sich polnische Frauen zur Verfügung, um Nachrichten zu vermitteln und Kurierdienste zu tun. Die Leitung der Organisation liegt in den Händen Josef Pilsudskis, und er steht an der österreichischen Front. Jeder Befehl und jeder Bericht muß durch die Linie der kämpfenden Parteien hindurchgebracht werden.

Die Leistungen dieser polnischen Frauen grenzen ans Phantastische. Manch eine von ihnen endet als angebliche Spionin ihr Leben unter russischen Kugeln. Aber für jede Tote treten zehn Lebende ein. Das polnische Volk und gerade der einfache Mann begreift in diesen Monaten mit voller Klarheit, daß jetzt die Entscheidung in dem mehr als hundertjährigen Freiheitskampfe des polnischen Volkes fallen muß.

Eine solche Organisation kostet Geld? Gewiß! Pilsudski weiß es, und seine Offiziere und Soldaten begreifen das ebenfalls. Die Angehörigen der polnischen Legion werden von den österreichischen Behörden ebenso entlohnt wie die Offiziere und Soldaten der österreichischen Armee. Keiner der Legionsoffiziere erhält jedoch von seinem Gehalt mehr als hundert Kronen im Monat ausgezahlt. Die Feldwebel und Unteroffiziere bekommen Mannschaftslöhnung. Alles, was darüber ist, wird von Pilsudski einbehalten und dient zur Finanzierung der P. O. W.

Das ist der erste Schritt. Schon im Frühjahr 1915 folgte der zweite. Noch ist der Kampf im vollen Gange. Aber Pilsudski erkennt, daß jetzt allmählich die Dinge die Wendung nehmen, mit der er gerechnet hat und auf die er hofft. Die große deutsch-österreichische Frühjahrsoffensive des Jahres 1915 fegt über das polnische Land. In erbitterten Schlachten werden die Russen wieder und wieder geschlagen und die verbündeten Heere dringen weit hinein nach Kongreßpolen. Aus dem Kernlande Polens sind die Russen so gut wie vertrieben. Aber an ihre Stelle treten österreichische und deutsche Gouverneure. Polen ist nichts weiter als besetztes feindliches Gebiet. Es ist ja kein eigener Staat.

So sehen sich die Dinge für Josef Pilsudski an, der sich als der Repräsentant eines selbständigen polnischen Staates fühlt. Und aus dieser Einstellung heraus gibt Josef Pilsudski den Geheimbefehl an die P. O. W., von nun an keine Rekruten mehr für die polnische Legion anzuwerben. Noch steht die Legion selbst an der Front. Noch kämpft sie Seite an Seite mit Deutschen und Oesterreichern. Aber Josef Pilsudski ist sich darüber klar, daß von nun an jeder polnische Soldat, der als Verbündeter der Deutschen und Oesterreicher in diesem Kampfe fällt, später einmal in den Reihen des freien polnischen Heeres fehlen wird. Nun nach diesen fürchterlichen Schlägen gegen das russische Reich mögen die Deutschen und Oesterreicher allein weitersehen. Pilsudski als Pole hat kein Interesse mehr daran, diesen Mächten Hilfsstellung zu leisten, denn diese Mächte sind ja zu ihren Teilen ebenso an der Nicht-Existenz seines Vaterlandes interessiert wie Rußland.

Vorläufig kann das naturgemäß noch nicht offen ausgesprochen werden. Infolgedessen bleibt die polnische Legion an der Front, und Offiziere und Mannschaften tun weiter ihre Pflicht als Soldaten. Aber das alles ist schon irgendwie anders als vorher. Pilsudski kann die Szene nicht vergessen, als ihm im August 1914 die schwarzgelben österreichischen Grenzpfähle an Stelle von Munition geschickt wurden. An diesem Geist hat sich noch nichts geändert. Aus dieser Richtung werden auch weiterhin die Widerstände gegen die Schaffung eines freien polnischen Staates kommen.

Allmählich wird man sowohl bei den Oesterreichern wie vielleicht noch mehr bei den Deutschen den polnischen Legionären gegenüber mißtrauisch. So sehr die Polen sich bemühen, von ihrer Stimmung nichts merken zu lassen: es geht nicht. Und Pilsudski weiß, daß dieses merkwürdige Verhältnis zu den Oesterreichern und Deutschen von Tag zu Tag gespannter werden muß. Er kann von seinen Leuten beinahe alles verlangen. Aber eines nicht: immer werden sie sich als Polen und nur als Polen fühlen. Das kann er ihnen nicht verbieten, und dieses Gefühl findet bei jeder Gelegenheit irgendeinen Ausdruck, und immer schärfer wird die Spannung.

Immer schwieriger wird auch das Verhältnis zu dem polnischen Nationalkomitee in Krakau, bei dem die Hinneigung zu einer Lösung der polnischen Frage unter österreichischer Oberhoheit alle Handlungen diktiert. Noch versucht Pilsudski den offenen Bruch hinauszuzögern. Es ist noch nicht ganz so weit, daß politische Demonstrationen dieser Art am Platze sind. Aber wie lange wird das gehen?

Die Oesterreicher überlegen, auf welche Weise sie diese immer selbständiger und immer polnischer werdenden Polen an die Kette legen können. Zum erstenmal seit Kriegsbeginn werden die drei Brigaden der polnischen Legion an der wolhynischen Front zusammengezogen. Schon während des ganzen Krieges ist stets ein älterer österreichischer General polnischer Nationalität formell Oberkommandant der

STÄRKE GESUNDHEIT
KRAFT

Der
Vial's tonische Wein
ist, durch seine glückliche Zusammensetzung von:
Kœnigschina, Fleisch
und Kalk-Lactophosphat
das hervorragenste Kraftigungsmittel für Rekonvalescenten, Greise, Frauen, Kinder und alle schwächlichen und blutarmen Personen.
IN DEN APOTHEKEN DER SCHWEIZ

MINERVA · BASEL
Rasche, gründliche Vorbereitung auf MATURITÄT Polytechnikum, Technikum, Spezialexamen. Beste Erfolge durch individuellen, seriösen Unterricht.

Zur fröhlichen Neujahrsfeier vergessen Sie nicht
Grand Vin Mousseux
Bouvier frères
zu kaufen.
Die älteste Schweizermarke

WAS FÜR WUNDERVOLL WEISSE ZÄHNE SIE HABEN!

Sie merken selbst wie schnell und gut Kolynos die Zähne rein und weiss macht. Wenn Sie die Resultate sehen, wollen Sie gewiss nie mehr zu den unwissenschaftlichen Methoden der Zahnpflege zurückkehren.
Kein der Wissenschaft bekanntes Mittel reinigt matte, schmutzige Zähne halb so schnell. Versuchen Sie heute noch Kolynos.
DOETSCH, GRETHER & CO., AG. BASEL
KOLYNOS ZAHNPASTA
183H

Lithographie-Cartonnagen und Faltschachteln
für alle Industrien, mit ein- und mehrfarbigem Aufdruck, liefert zu vorteilhaft. Preisen
C. E. Dimmler Zofingen
Verlangen Sie Offerten und Muster. - Telephon 81.319

HUSTEN
SIE NICHT LÄNGER!
Legen Sie
THERMOGÈNE
Wärme erzeugende Watte, auf die Brust.
Reglement. Verk.-Pr. : 1,25 Fr. das Paket, in allen Apotheken.
Gen.-Vertr. : Ets. R. Barberot. S.A., Genf.

Legionen gewesen. Da jedoch bisher niemals die verschiedenen Brigaden der Legion zusammen eingesetzt gewesen sind, ist dieses österreichische Oberkommando eigentlich nur eine Formsache gewesen. Jetzt, nachdem die Brigaden konzentriert worden sind, und nachdem an die Stelle des alten Generals Trzaska-Durski der General Puchalski getreten ist, gewinnen diese Dinge plötzlich ein anderes Gesicht.

Pilsudski selber ist sich vollkommen klar darüber, daß nun bald irgendeine Entscheidung fallen muß. Die Politik der Halbheiten beginnt sinnlos zu werden. Natürlich ist es unmöglich, in diesem Augenblick irgendeinen bewaffneten Konflikt heraufzubeschwören. Das wäre sinnloser als sinnlos. Worauf es ankommt, ist etwas anderes. Genau wie am 6. August 1914 Pilsudski an der Spitze von zweihundert Mann mit seinem Marsch auf Kielce die Tatsache der Existenz einer polnischen Armee demonstriert hat, so wird er jetzt für seine Person demonstrieren, daß die selbständige polnische Legion als selbständiger Heereskörper gewertet zu werden wünscht und daß dieser Stamm eines späteren polnischen Heeres zum mindestens unter seinem Kommando sich nicht zu einem Anhängsel der österreichischen Armee degradieren läßt.

Infolgedessen reicht er am 27. Juli 1916 sein Abschiedsgesuch ein. Dieses Schriftstück wandert den vorgeschriebenen Dienstweg, wie das so die Art militärischer Eingaben zu sein pflegt. Fast einen ganzen Monat lang ereignet sich gar nichts. Immer nervöser und erregter wird die Stimmung bei den Legionären. Schließlich muß irgendetwas geschehen, und am 30. August setzen die Brigadekommandeure der Legion eine Eingabe an das polnische Nationalkomitee in Krakau auf. In dieser Eingabe werden eine Reihe von Forderungen aufgestellt. An erster Stelle steht das Verlangen, daß die österreichische Regierung die gegenwärtige polnische Legion einzig und allein als polnische Armee anerkennen und ebenso der Tatsache Rechnung tragen soll, daß diese polnische Armee nur für die Unabhängigkeit Polens im Felde steht.

Das ist deutlich genug. Aber diese Forderung wird noch dadurch unterstrichen, daß für die Zukunft die Einrichtung eines besonderen Kommandos für die Legion verlangt wird. Dieses Kommando soll ein polnischer Offizier ausüben, der allein der polnischen Regierung gegenüber verantwortlich zu sein habe. Andere politische Forderungen, die nicht weniger klar den ganzen Sinn enthüllen, den Pilsudski der polnischen Legion vom ersten Tage an zu geben versucht hat, vervollständigen diesen von Pilsudski selbst und den Obersten Haller, Roja und Sosnkowski unterzeichneten Brief.

Nun ist gesagt, was gesagt werden mußte. Wenn irgendwo bei der österreichischen Regierung oder im österreichischen Generalstab noch Zweifel bestanden haben sollten, welches die Ziele Pilsudskis seien, so sind von diesem Tage an diese Zweifel behoben.

Die Antwort der Oesterreicher auf diese Eingabe ist so, wie man es von ihnen kaum anders erwarten kann. Sie wünschen in diesem Augenblick keinen offenen Konflikt. Ebenso aber sind sie natürlich nicht gesonnen, die Forderungen der Legionsobersten anzuerkennen. Zunächst wird also die polnische Legion in ein polnisches Hilfskorps bei der österreichischen Armee umgebildet. Außerdem erinnert man sich jetzt daran, daß ja der geistige Führer, dieser merkwürdige Josef Pilsudski, schon vor einer Reihe von Wochen um seine Verabschiedung gebeten hat. Nun, man wird sie ihm gewähren. Das ist vielleicht ganz gut, denn wenn dieser desperate sozialistische Agitator, der ja nebenbei ein ganz guter Soldat sein mag, erst einmal von der Truppe fort ist, werden die übrigen Polen schon Ruhe halten.

Am 27. September wird Josef Pilsudskis Abschiedsgesuch bewilligt. Von der Front kehrt er nach Krakau zurück. Die offiziellen Brücken zu den Oesterreichern sind damit abgebrochen. Pilsudski selber steht in keinerlei Verpflichtungsverhältnis zu Oesterreich. Er kann jetzt den Kampf auf einer anderen Ebene weiterführen.

In Berlin und Wien hat man diese ganze Entwicklung nicht ohne Besorgnis verfolgt. Man sieht immer deutlicher, daß in der polnischen Frage irgendetwas geschehen muß. Schon im Laufe des August 1916 haben daher der deutsche Reichskanzler von Bethmann-Hollweg und der österreichische Außenminister Baron Burian eine Geheimvereinbarung über die Lösung der polnischen Frage getroffen.

Die Hauptpunkte dieser Geheimvereinbarung sind die folgenden: Polen soll ein unabhängiges erbliches Königreich werden. Aber dieses Königreich Polen soll auch in Zukunft keinerlei eigene Außenpolitik betreiben dürfen. Weiter besteht Einigkeit darüber, daß kein Gebiet innerhalb der derzeitigen deutschen oder österreichischen Grenzen an dieses neu zu schaffende polnische Königreich fallen soll. Schließlich, und darauf wird besonders von der obersten deutschen Heeresleitung Wert gelegt, soll die neu zu bildende polnische Armee dem deutschen Oberkommando unterstellt werden.

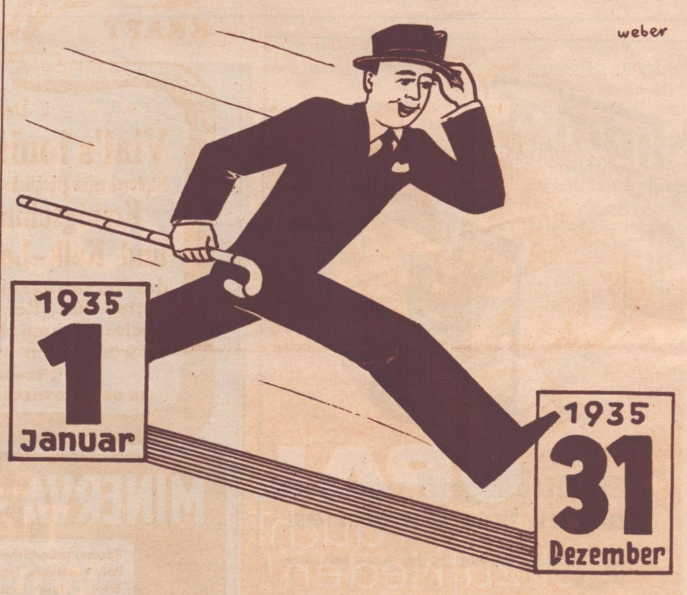
Das ist die Grundlage für die berühmte Zwei-Kaiser-Proklamation vom 5. November 1916, mit der dieses neue Königreich Polen aus der Taufe gehoben wird.

Inzwischen ist die Lage bei der polnischen Legion infolge der Verabschiedung Josef Pilsudskis gänzlich unhaltbar geworden. Zeitweise scheint es so, als ob offene Meutereien unausbleiblich sein würden. Die österreichische Heeresleitung entschließt sich infolgedessen am 6. Oktober, die Legion vorläufig einmal aus der Front herauszuziehen.

Pilsudski erhält die Nachricht von dem Zwei-Kaiser-Akt in Krakau. Er ist sich nicht einen Augenblick darüber im Zweifel, daß man angesichts dieser Tatsache sich nunmehr hüten muß, die Dinge auf die Spitze zu treiben. Noch am selben Tage schreibt er deshalb einen ausführlichen Brief an den Obersten Rydz-Smigly, in dem er ihn bittet, dafür zu sorgen, daß unter den jetzt eingetretenen Umständen die inzwischen eingereichten Rücktrittsgesuche der höheren Offiziere der Legion sofort zurückgezogen werden. Pilsudski wünscht, unter keinen Umständen die Legion aus der kommenden Entwicklung ausgeschaltet zu sehen.

Auch für ihn selber ist mit diesem 5. November 1916 die vorübergehende Ruhe in Krakau beendet. Er weiß, daß er von nun an wieder aktiv mitarbeiten muß, um die weitere Entwicklung in der Hand zu behalten. Er kennt die Deutschen gut genug. Das sind energische Leute, und wenn sie etwas in die Hand nehmen, dann wird in den meisten Fällen auch etwas daraus. Infolgedessen ist es notwendig, daß er, Josef Pilsudski, sich nicht ausschalten läßt und die Dinge nach Möglichkeit in die Richtung lenkt, die am schnellsten und klarsten zu dem Ziele führt, das ihm vorschwebt. Dieses Ziel ist sicherlich ein anderes als das der Deutschen. Schon seit dem Tage, an dem Josef Pilsudski den Geheimbefehl über die Einstellung der Rekrutierungen für die Legion ausgegeben hat, ist er sich ja darüber klar gewesen. Aber jetzt kommt es vor allem darauf an, bei dem nun beginnenden Spiel nicht auf dem Tisch zu liegen, sondern die Trümpfe, die man in der Hand hat, selbst ausspielen zu können. (Fortsetzung folgt)

GÜTERMANNS NÄHSEIDEN A.-G. ZÜRICH
Fabrikation in Buochs am Vierwaldstättersee. Einzige schweizerische Nähseidenfabrik mit eigener Spinnerei



Vom Anfang bis zur Jahreswende
Bist froh stets du und auch behende,
Wenn du von Hühneraugen-Leid
Durch „Lebewohl"* dich hast befreit.

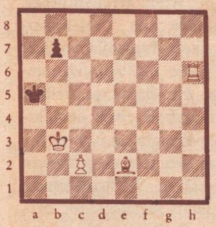
*) Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Aerzten empfohlene **Hühneraugen-Lebewohl** mit druckmilderndem Filzring für die Zehen und **Lebewohl-Ballenscheiben** für die Fußsohle. Blechdose Fr. 1.25, erhältlich in Apotheken und Drogerien.

SCHACH

BEARBEITET VON FR. GYGLI.

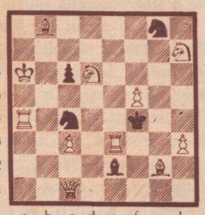
Lösungen der Probleme vom 21. und 28. November 1934.

Nr. 352 von H. Bartels. («Deutsche Schachblätter» 1934.)



Mattin drei Zügen.

Nr. 353 von C. Mansfield. («Good Companion» 1917.)



Matt in zwei Zügen.

Nr. 352. Schlüssel: **1. Lé2—a6!** Aus der Zugzwangslage von Schwarz ergeben sich die folgenden Abspiele:
a) 1. .., b7—b6 2. La6—b7!, Ka5—b5 3. Th6—h5 matt.
b) b6—b5 3. Th6—a6 matt.
c) 1. .., b7—b5 2. c2—c3!, b5—b4 3. c3 : b4 matt.
d) 1. .., b7 : a6 2. Kb3—c4, Ka5—a4 3. Th6 : a6 matt.

Dieser kleine Dreizüger ist ein reizvoller Fund aus einem sehr viel bearbeiteten Stoffkreis. Trotz der Einfachheit ihres Baues bietet die Aufgabe mehrere entzückende Pointen.

Nr. 353. Schlüssel: **1. Lg2—é4!** Ein verblüffender Lösungszug, denn der schwarze Springer kann jetzt nach Herzenslust abziehen und den Lé2 Schach bieten lassen, und obendrein wird dem schwarzen König ein Fluchtfeld gewährt. Allerdings droht, nachdem mit Lé4 der Bf5 geschützt ist, das Abzugsmatt Sd6 : é4, und nur die drei Züge, mit denen Schwarz dieses Matt verhindern kann, ergeben Abspiele mit neuem, aber wirklich sehr hübschem Inhalt: a) 1. .., Sc4 : d6+ 2. Lé4—d3 matt. b) 1. .., Sc4—é5+ 2. Té3—d3 matt. c) 1. .., Sc4 : é3+ 2. Sd6—b5 matt. Auf alle andern Springerabzüge, ebenso auf 1. .., Kf4—é5, folgt das Drohmatt 2. Sd6—é4.

Briefkasten.

Wir sind in der letzten Zeit mehrfach angefragt worden, wie die unter den Schachproblemen stehende Forderung **«Matt in zwei (drei, vier usw.) Zügen»** aufzufassen sei. Es handelt sich bei dieser allgemein üblichen Formel um eine Abkürzung, deren Sinn sich aus den folgenden Voraussetzungen eines richtig gebauten (korrekten») Schachproblems ergibt: 1) Weiß ist in der Grundstellung (Diagramm) immer am Zuge; das Ziehen erfolgt abwechslungsweise mit Weiß und Schwarz wie in einer gewöhnlichen Schachpartie. 2. Es muß die Kombination gefunden werden, mit der Weiss das Matt spätestens im letzten der ihm eingeräumten zwei (drei, vier usw.) Züge erzwingt. Für Schwarz hat man, alle denkbaren Antwortzüge prüfend, die beste Verteidigung zu suchen, um das Matt so lange als möglich zu verzögern. (Bei minderwertigen Antwortzügen von Schwarz kann man in Drei- und Mehrzügern mit Weiss früher als im letzten Zug matt setzen; Witz und Schönheit eines Problems enthüllen sich aber nur, wenn man für Schwarz die besten Verteidigungszüge gefunden hat und damit gezwungen ist, die Weiß eingeräumte Zügezahl voll auszunützen.) 3. Es gibt für Weiß einen einzigen ersten Zug («Schlüssel» oder «Lösung»), der das Problem innerhalb der eingeräumten Zügezahl zu lösen erlaubt. (Aufgaben, bei denen dies nicht der Fall ist, sind fehlerhaft — «inkorrekt» — und damit wertlos, nämlich «nebenlösig», wenn sich für Weiß mehr als ein erster Zug finden läßt, der das Matt in jedem Fall rechtzeitig zu erzwingen erlaubt, — oder «unlösbar», wenn für Weiß keine — also auch nicht die vom Autor beabsichtigte! — Möglichkeit besteht, das Matt in der eingeräumten Zügezahl zu erzwingen; solche Mängel werden von den Komponisten und Redaktoren gelegentlich übersehen und kommen dann erst nach der Veröffentlichung des Problems an den Tag.)

Partie Nr. 291.

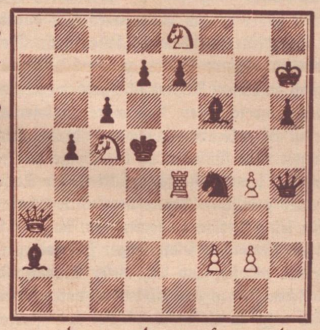
Die folgende Partie stammt aus dem seit einiger Zeit mit Spannung erwarteten Treffen, das sich am 8. und 9. Dezember in Basel die Basler Schachgesellschaft und die Zürcher Schachgesellschaft an 24 Brettern lieferten, mit dem Ergebnis, daß die Zürcher nach hartem Kampf mit 26 : 22 Punkten siegten.

Weiß: E. Bühler (Zürich).
Schwarz: K. Schopferer (Basel).

1. Sg1—f3, é7—é6 2. c2—c4, c7—c5 3. g2—g3, Sb8—c6 4. Lf1—g2, d7—d6 5. b2—b3, Lf8—é7 6. Lc1—b2, Lé7—f6 Da sich die Absicht, den feindlichen Läufer zu tauschen, doch nicht durchsetzen läßt, wäre die natürliche Entwicklung mit Sg8—f6 besser. **7. Sb1—c3, Sg8—é7 8. é2—é3, a7—a6 9. d2—d4, c5 : d4** Diesen Tausch sollte Schwarz unterlassen; Weiß wird nun in der é-Linie einen nicht mehr auszugleichenden Stellungsdruck einrichten. **10. é3 : d4, 0—0** Obwohl wegen der Schwächung des Feldes é5 kein angenehmer Zug, hätte d6—d5 doch Weiß vor eine schwierigere Aufgabe gestellt. **11. Sc3—é4!, Sé7—g6 12. Sé4 : f6+, Dd8 : f6 13. 0—0, Ta8—b8** Schwarz plant b7—b5, aber es kommt nicht mehr dazu, denn nach dem Tausch des Gegenläufers ist der weiße Lb2 zu einer rasch wirkenden Macht geworden; der Führer der Weißen nützt im weiteren Verlauf diesen Stellungsvorteil scharf und folgerichtig aus. **14. Dd1—d2, d6—d5 15. Tf1—é1, h7—h6 ? 16. c4 : d5, é6 : d5 17. Sf3—é5, Tf8—d8 18. Ta1—c1, Sg6 : é5** Um den Druck in der c-Linie abzuschütteln; aber die nun entstehende weiße Bauernphalanx am Königsflügel ist kein geringeres Uebel. **19. d4 : é5, Df6—é7 20. f2—f4, Lc8—f5 21. Dd2—é2!** Droht g3—g4; Schwarz kann den Bauernsturm nicht unterbinden, da auf Dé7—é6 die Antwort Lg2—f3 usw. folgt. **21. .., Dé7—b4 22. Tc1—d1, Tb8—c8 23. g3—g4, Lf5—h7 24. f4—f5, Sc6—é7** Schwarz könnte noch d5—d4 versuchen, und auch in der Folge wären wirksamere Verteidigungszüge möglich, aber zu retten ist die Partie nicht mehr. **25. Td1—d4, Db4—b6 26. Kg1—h1, Sé7—c6 27. Td4 : d5, Td8 : d5 28. Lg2 : d5, h6—h5 29. é5—é6, Db6—c5 30. é6 : f7+** Erzwingt in wenigen Zügen das Matt; Schwarz gab auf.

Problem Nr. 356 von J. Pospisil.

(1. Preis des «Bohemian Chess Club», 1886.)

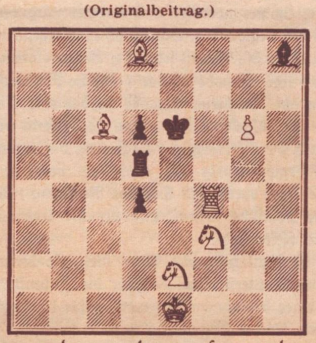


Matt in drei Zügen.

Ein prächtiger alter «Böhm», der die Mühe des Lösens reichlich lohnt.

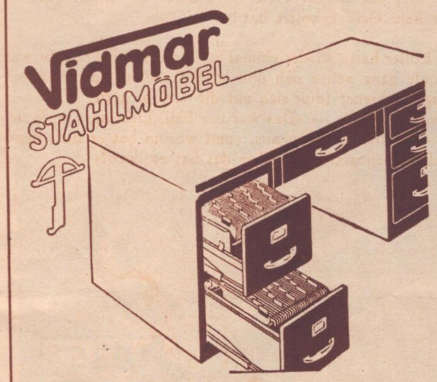
Problem Nr. 357 von A. Nagler, Zürich.

(Originalbeitrag.)



Matt in zwei Zügen.

Eine neue schöne Arbeit des jungen Zürcher Komponisten.



Ein Handgriff und Sie haben was Sie wollen

Am Vidmar-Stahlpult ist das Arbeiten eine Freude.
Ein Vidmar-Stahlpult Ihr Festgeschenk.

A. & R. Wiedemar Bern
STAHLMÖBEL GEGRÜNDET 1869 TRESORBAU

CREME MOUSON
pflegt die Haut
durch Tiefen-Wirkung

General-Depot: WILLY REICHELT · KÜSNACHT-ZÜRICH

Zarten jugendfrischen Teint
gesunde fleckenreine Haut

verdanken zahlreiche treue Anhänger nach eigener Aussage dem Gebrauche der echten

Bergmann's Lilienmilch-Seife
MARKE: 2 BERGMÄNNER

Das Stückgewicht beträgt jetzt bei gleichem Preise **125** Gramm anstatt 100 Gramm sie ist also wieder billiger geworden.

Bergmann & Co. · Zürich
Gegründet 1891

DIE MARYLAND ZIGARETTE
"Colonial"
FÜR GESUNDHEIT UND VERGNÜGEN
60 Cts. per 20 Stück.

Das erste unter allen Schlankheits-Diät-Gesetzen: Zucker ist durch "Hermesetas" zu ersetzen!
„Hermesetas" bestehen aus reinem Kristall-Saccharin und süssen Getränke und Speisen ohne jede Gefahr der Fettbildung. - Kein Neben- oder Nachgeschmack. - Garantiert unschädlich.
Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien zu Fr. 1.— per Döschen mit 500 Tabletten. A.-G. „Hermes", Zürich 2

5 Minuten Humor

„Was ich vom neuen Jahr erhoffe!" (Zeichnung von Friedrich Bach.)

Unverbesserlich.

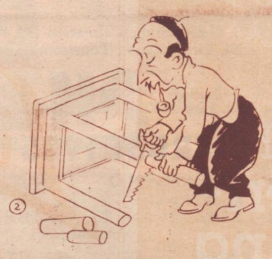
Sie (von der Reise zurück): «Du, Hans, i ha g'hört, es hebe zwei Poliziste am Sunntig morge am drü gseh, wie du en Latärnepfahl umarmet heigisch!» —
«Jo, was du nid seisch, bisch öppe yfersüchtig?»

Am Frühstückstisch. «Ich träumte heute nacht, daß du mir einen neuen Hut geschenkt hast, Waldemar!» — «So, das ist der erste — Traum von einem Hut — der kein Geld gekostet hat!»

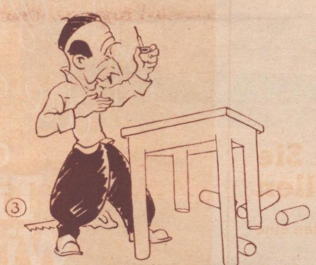
Röller hatte wieder einmal Streit mit seiner Frau. Er war gerade ganz außer sich und schrie: «Wenn nur irgendein ausgewachsener Idiot sich mit dir verlobt hätte, bevor wir uns heirateten!» — «Das war der Fall, Liebling», sagte sie. — «Herrlich», rief er aus, «und warum hat er dich denn nicht geheiratet?» — «Aber das hat er doch!»

Was einmal tat der Adamson, das tat John Pippo lange schon!

Was tun, wenn bei des Weines Glut
Der Stuhl zum Tisch nicht passen tut?

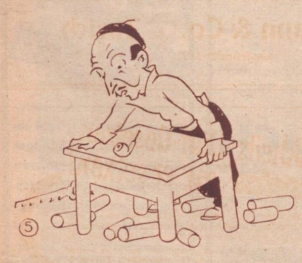


Dann macht den Tisch man eben kleiner,
John Pippo sägt so flink wie keiner.

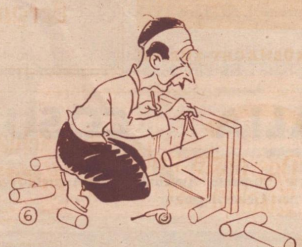


Man sieht, daß John in Staunen sinkt:
«Ei potz, der käiben Tisch der hinkt!»

Voll Seelenruh' nimmt er sodann
Noch einmal alle Beine dran.



Jedoch das Ding wird immer schlimmer:
«Der kogen Tisch hinkt ja noch immer?»



Jetzt mißt er's mit dem Zirkel ab
Un sägt nochmals ein Stückchen drab.

Er könnte ein Kolumbus sein:
Da ihm das Tischlein jetzt zu klein . . .

. . . Tut er, was selten einer tut:
Tisch wird zum Stuhl — der Wein schmeckt gut.

Dehnbares Maß. Ein Geschäftsreisender kam nach Aberdeen in Schottland, ging in einen Laden, um Gummibänder anzubieten. — «Die Ware taugt nichts», grollte der Schotte. — «Taugt nichts, wieso . . .?» — «Junger Mann», schrie der Schotte den Geschäftsreisenden an, «sie taugt wirklich nichts; von diesem verteufelten Band kann man keinen Meter abmessen, ohne daß er wieder zusammenschnellt!»

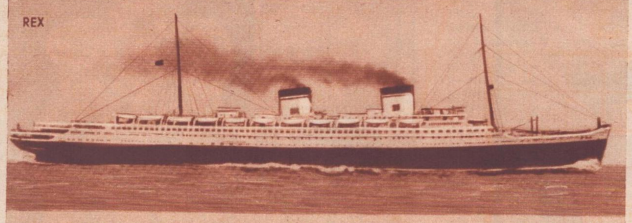
Der Liebesschwur. «Heißgeliebte Adele, liebst du mich auch wirklich?» — «Ja, Peter, deine Gläubiger sollen auch meine Gläubiger sein!»

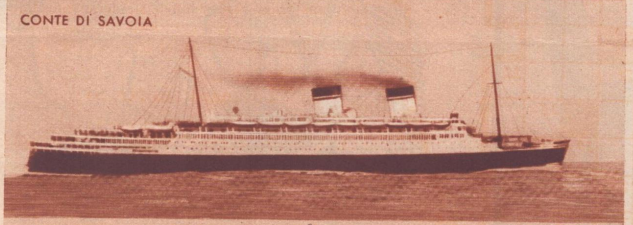
Rache ist süß. «Was möchtest du am liebsten tun, wenn du groß wärst?» wurde der kleine Fred gefragt. Er besann sich einen Augenblick, ehe er antwortete: «Ich möchte mal Mutters Gesicht waschen!»

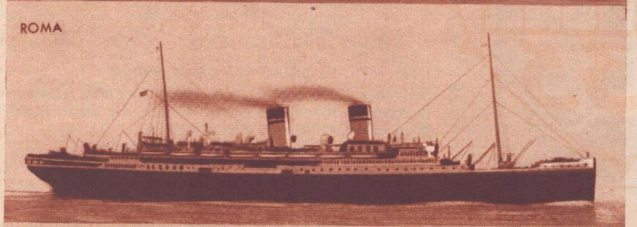
Kollegen. Komponist: «Ich kann nur in der Nacht komponieren!» — Kollege: «Na, das ist doch eine alte Tatsache, daß in der Nacht am meisten gestohlen wird.»

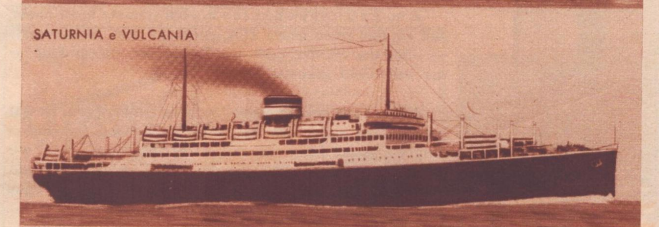
Hausball. «Denken Sie sich, mein Fräulein, wie unangenehm! Ich sagte zu dem Dummkopf da drüben, die Hausherrin sähe wie eine Ente aus — und da war es ihr Mann!» — «Und was antwortete Ihnen Papa darauf?»

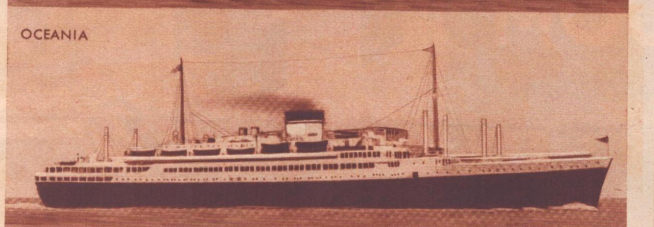
21 wundervolle Ferien- und Vergnügungsreisen im Mittelmeer mit Luxus-Expreßdampfern zu zeitgemäßen Preisen

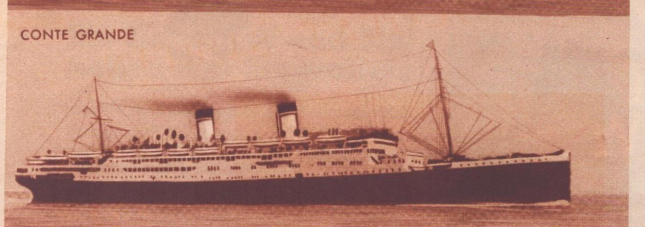

REX

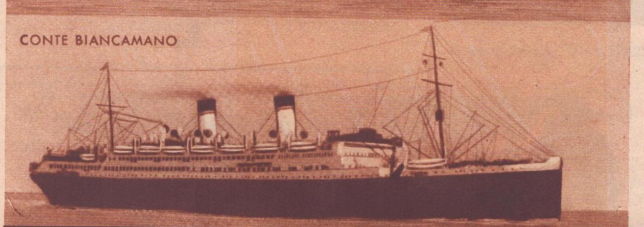

CONTE DI SAVOIA


ROMA


SATURNIA e VULCANIA


OCEANIA


CONTE GRANDE


CONTE BIANCAMANO

FRÜHLING 1935

ROMA
Griechenland, Palästina, Aegypten, Dalmatien (7.-25. Febr.)
Mindestpreise I. Kl. Lire 3000.—, Touristenklasse Lire 1850.—

CONTE DI SAVOIA
Heiliges Land, Aegypten, Griechenland (21. Febr. bis 6. März)
Mindestpreise I. Kl. Lire 3000.—, Touristenklasse Lire 1850.—

REX
Palästina, Aegypten und Griechenland (7. bis 20. März)
Mindestpreise I. Kl. Lire 3000.—, Touristenklasse Lire 1850.—

CONTE DI SAVOIA
Griechenland und Heiliges Land . . . . . (23.-30. März)
Mindestpreise I. Kl. Lire 2600.—, Touristenklasse Lire 1650.—

CONTE BIANCAMANO
Nach d. Aegäischen Meer und zum Bosporus (6.-22. April)
Mindestpreise I. Kl. Lire 2550.—, Touristenklasse Lire 1525.—

OCEANIA
Spanien und Madeira . . . . . (7.-23. April)
Mindestpreise Einheitsklasse Lire 1650.—

SATURNIA
Ostern im Heiligen Land und in Aegypten . (8.-27. April)
Mindestpreise I. Kl. Lire 3600.—, Touristenklasse Lire 2300.—

SOMMER 1935

ROMA
Levante und Schwarzes Meer . . (14. Juli bis 13. August)
Mindestpreise I. Kl. Lire 5400.—, Touristenklasse Lire 3200.—

SATURNIA
Sizilien, Spanien und Riviera . . . (24. Juli bis 8. August)
Mindestpreise I. Kl. Lire 2750.—, Touristenklasse Lire 1450.—

OCEANIA
Levante und Schwarzes Meer . . . (28. Juli bis 10. August)
Mindestpreise Einheitsklasse Lire 1350.—

CONTE GRANDE
Griechenld., Syrien, Hl. Land, Aegypten (29. Juli bis 12. Aug.)
Mindestpreise I. Kl. Lire 2800.—, Touristenklasse Lire 1700.—

SATURNIA
Levante und Schwarzes Meer . . . . . (10.-25. August)
Mindestpreise I. Kl. Lire 2750.—, Touristenklasse Lire 1450.—

OCEANIA
Marokko und Spanien . . . . . (11.-25. August)
Mindestpreise Einheitsklasse Lire 1450.—

CONTE GRANDE
Levante und Schwarzes Meer . . . . . (15.-31. August)
Mindestpreise I. Kl. Lire 3050.—, Touristenklasse Lire 1625.—

OCEANIA
Spanien u. Kanarische Inseln (27. August bis 15. September)
Mindestpreise Einheitsklasse Lire 1850.—

VULCANIA
Tripolis, Aegypt., Griechenld., Dalmatien (31. Aug.-13. Sept.)
Mindestpreise I. Kl. Lire 2400.—, Touristenklasse Lire 1300.—

ROMA
Heiliges Land, Aegypten, Griechenland (2.-15. September)
Mindestpreise I. Kl. Lire 2600.—, Touristenklasse Lire 1550.—

HERBST 1935

CONTE BIANCAMANO
Spanien, Algier und Tripolis . . . . (15.-30. September)
Mindestpreise I. Kl. Lire 2750.—, Touristenklasse Lire 1425.—

ROMA
Griechenland, Rhodos, Levante, Aegypten (19. Sept.-6. Okt.)
Mindestpreise I. Kl. Lire 3050.—, Touristenklasse Lire 1625.—

CONTE GRANDE
Rundfahrt um Italien, Tripolis . . . . (8.-18. Oktober)
Mindestpreise I. Kl. Lire 1550.—, Touristenklasse Lire 925.—

ROMA
Griechenland, Levante, Aegypten . . . (6.-19. November)
Mindestpreise I. Kl. Lire 2600.—, Touristenklasse Lire 1600.—

ITALIA Flotte Riunite **COSULICH** S.T.N.

Detaillierte Prospekte, Auskünfte und Anmeldungen bei der behördlich pat. Generalagentur

«SUISSE-ITALIE» AG. Sitz: ZÜRICH, Bahnhofstr. 80, Tel. 37.772-76 • BASEL, Centralbahnstr. 1 • ST. GALLEN, St. Leonhardstr. 20

Hunderte mit Tinte und Feder

mit Erika schreibt jeder

Gratisprospekt durch die Generalvertretung W. Häusler-Zepf Olten

Wahre Liebe. Er: «Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich dich lieb habe — wahre Liebe ist stumm!» — Sie: «Nein — wahre Liebe spricht mit Papa!»

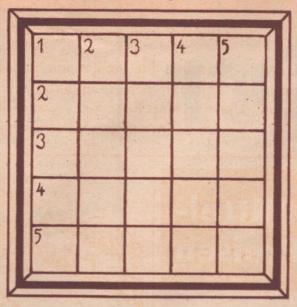
Das wenigstens. Junger Arzt (zu einem ungeduldigen Gläubiger): «Wenn Sie schon alle paar Tage mit Ihrer Rechnung ins Haus kommen, dann verbinden Sie sich wenigstens den Kopf, damit man Sie für einen Patienten hält.»

Die französische Bonne steht am Fenster. «Paul, sehen Sie doch bitte die große Aeroplan am Himmel?» — «Aeroplan ist männlich, Mademoiselle.» — «Ja so, aber wie können Sie das auf so weite Entfernung feststellen?»

Köchinnen

Dienstmädchen, Haushälterinnen vermittelt prompt ein Inserat im Stellen-Anzeiger der in 91.000 Exemplaren erscheinenden „Schweizer. Allgemeinen Volks-Zeitung" Inseratenschluß Mittwoch abend Beachten Sie die genaue Adresse: Schweizer Allgemeine Volks-Zeitung – Zofingen –

Magisches Quadrat.



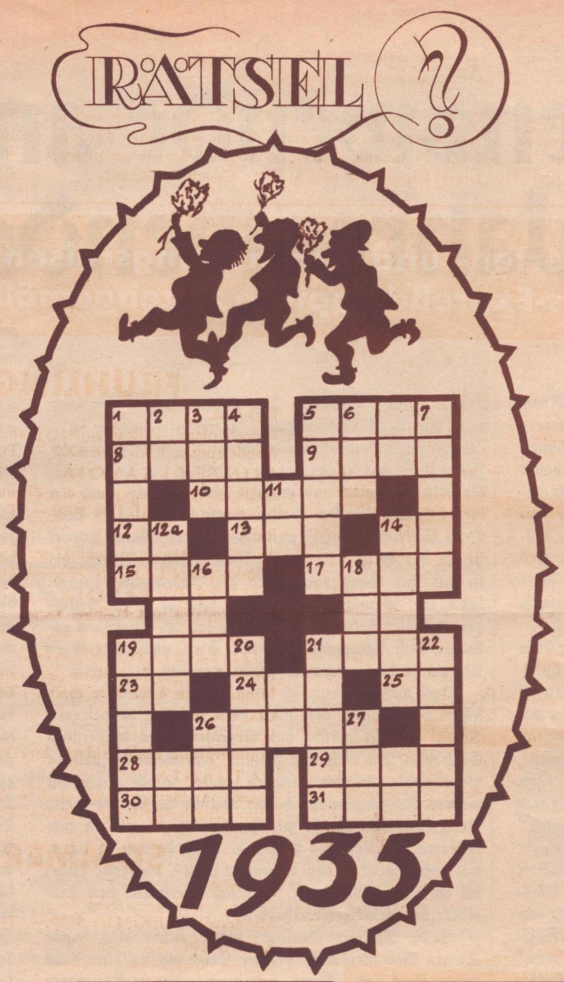
aaaaa, eeeee, ii, lll, nn, sssssss, t. — Vorstehende Buchstaben sind derart in die freien Felder einzutragen, daß sich waagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter folgender Bedeutung ergeben:

1. Gefäß, 2. Stadt in Frankreich, 3. Nebenfluß der Elbe, 4. Begleiter des Bacchus, 5. Stadt in Ostfriesland.

Silbensuchrätsel.

_____	brett	tag	tisch	wort
_____	bill	ke	sinn	stern
_____	a	burg	in	schar
_____	erz	fall	hard	schrift
_____	da	dyll	gel	ris
_____	dung	laß	laucht	win
_____	bad	boot	kran	schiff
_____	be	le	ster	tern
_____	gel	se	tron	tur
_____	bel	ring	ro	rold
_____	gen	le	pen	tin
_____	der	go	land	sel
_____	berg	est	kot	umph

In jeder Zeile ist die den betr. vier Silben gemeinsame Vorsilbe einzusetzen. Die Anfangsbuchstaben dieser Vorsilben ergeben, von oben nach unten gelesen, das Beste, was man jedem zum neuen Jahre wünschen kann.



Zu nebenstehendem Neujahrskreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Stadt in der Tschechoslowakei, 5. Schiffsteil, 8. Festsaal, 9. Mädchenname, 10. Ausdruck beim Zutrinken, siehe unten, 12. chem. Zeichen für Iridium, 13. Synonym für ungebraucht, siehe unten, 14. französsche Präposition, 15. Anrede an französische Herrscher, 17. Synonym für Erquickung, 19. Zeitabschnitt, siehe unten, 21. zerriebener Stein, 23. Initialen des Dichters des Erbförsters, 24. ich, lateinisch, 25. persönliches Fürwort, 26. Vertreter, 28. Wasserpflanze, 29. innerer Körperteil, 30. Holzstück, 31. Insel im Mittelländischen Meer. — Senkrecht: 1. europäische Hauptstadt, 2. chem. Zeichen für Ruthenium, 3. Beklemmung, 4. Textilprodukt (Mehrzahl), 5. Stadt am Tigris, 6. das Gegenteil von No. 13 waagerecht, 7. Nadelbaum, 11. Umlaut, 12a. Synonym für Nebenbuhler, 14. geometrischer Ausdruck, 16. ungekocht, 18. indische Münze, 19. biblische Gestalt, 20. Naturerscheinung, 21. ärztliches Instrument, 22. Dichtungsart, 26. türkischer Titel, 27. Bergeinschnitt. No. 10, 13 und 19 ergeben einen zeitgemäßen Wunsch.

Vom Reisen.

Zur Ferne entführt sie der leiseste Wind,
Und uns trägt von dannen sie leise und lind.
Was da uns begegnet auf solcher Reise,
Das schildert sie nach jedes einzelnen Weise.

Lösungen aus Nr. 51:

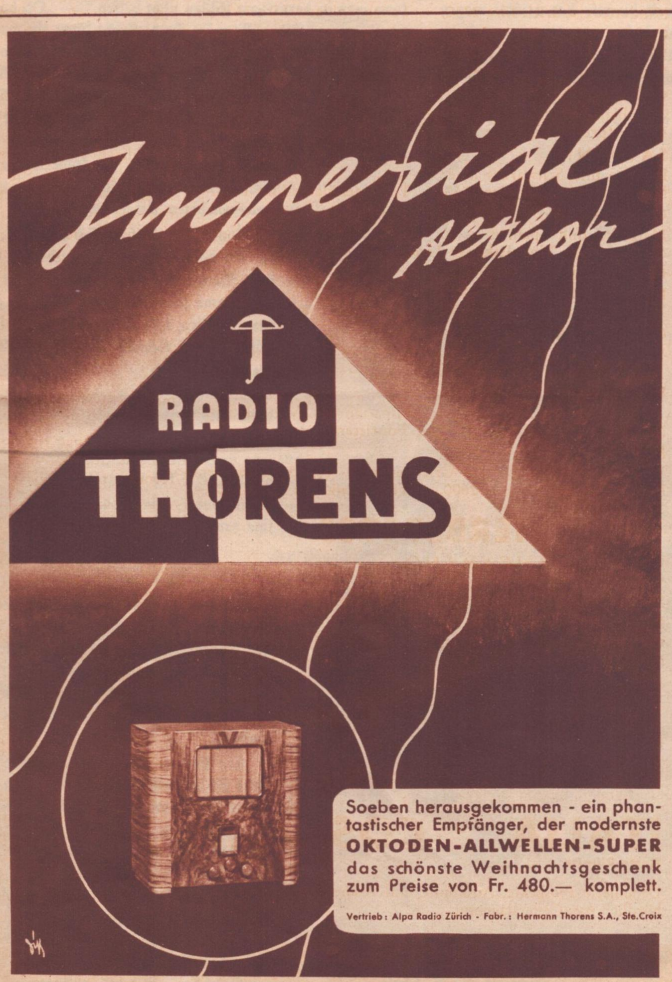
Weihnachts-Silbenrätsel:

1. Einmaleins, 2. Frone, 3. Hessen, 4. Weihbischof, 5. Sommernachtstraum, 6. Hammerfest, 7. Algebra, 8. Lento, 9. Undine, 10. Masern, 11. Medea, 12. Arbon, 13. Sonnenbad, 14. Tender, 15. Undset, 16. Löbau, 17. Fasern. Die Silben, aneinandergereiht, ergeben: «Ein frohes Weihnachtsfest allen unsern Abonnenten und Lösern.»

Sein Hauptwunsch: Schaukelpferd.

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Oder, 5. Granit, 7. Boa, 8. Mob, 9. Anilin, 13. Gran, 16. Fröhliche, 17. Lee, 18. Ast, 20. Inn, 21. Cer, 22. En, 25. Sem, 27. Des, 28. Weihnachten, 31. Man, 32. Zelt, 33. San, 35. So, 37. Ga, 39. Rache, 40. Un, 41. Braut, 42. Christbaum. Senkrecht: 1. Orange, 2. Da, 3. En, 4. Rimini, 5. Goa, 6. Ton, 10. und 10a. Ill, Ahr, 11. Ofen, 12. Irene, 14. Chaos, 15. Lese, 17. Limes, 19. Troß, 23. Newa, 24. Lena, 26. Mensch, 27. Dessau, 29. Negus, 30. Alant, 31. Mur, 34. Not, 36. Ohr, 38. Ara. No. 16 und 28 ergeben: Fröhliche Weihnachten.



Lindt ist
eben Lindt
ob Bonbons
oder Chocolade

Lebenswende an der Jahreswende

von I. L. Lopp

Den Weihnachtsabend hatte der alternde Mann still für sich verbracht, in trübe Gedanken versunken. Zum erstenmal seit 30 Jahren hatten keine liebenden Frauenhände den Christbaum geschmückt und in emsigem Fleiße ihm eine herzlich gemeinte Gabe gearbeitet. Sein geliebtes Weib hatte ihm der Tod letztes Frühjahr geraubt. Trotzdem er einen braven, tüchtigen Sohn hatte, fühlte er sich gar einsam und verlassen. Am Heiligen Abend war der Junge bei einer bekannten Familie eingeladen gewesen. Würde er ihn auch in der Neujahrsnacht allein lassen?

Es waren keine selbstsüchtigen Motive, die ihm diese Frage aufwerfen ließen, sondern er sorgte sich um Albert. Als er ihm einige Tage vor Silvester beim Mittagsmahl gegenübersaß, bat er ihn deshalb: „Albert, würdest du mir ein verspätetes Weihnachtsgeschenk gewähren und zugleich einen Neujahrswunsch erfüllen?" — „Aber sehr gerne, Vater, wenn es in meiner Macht liegt. — „Nun, dann bitte, verbringe die Silvesternacht gemeinsam mit mir und leiste mir Gesellschaft, damit ich mich nicht so einsam fühle." Man sah es dem jungen Manne an, daß es ihm schwer fiel, zuzustimmen. Zögernd, jedoch liebenswürdig meinte er: „Wenn dir so viel daran gelegen ist, werde ich selbstverständlich bei dir bleiben. Ich werde Mia sofort abschreiben. Ihre Eltern haben mich nämlich am Weihnachtsabend gleich wieder zur Silvesterfeier eingeladen." Mit einem freundlichen Dankeswort von seiten des Vaters war die Sache für heute erledigt.

Am Jahreswechsel ließ Papa Hirzer den Tisch festlich decken. Die Köchin mußte ein delikates Mahl bereiten und er selbst hatte für einige Flaschen guten alten Weines gesorgt. Nach dem Essen, das in etwas bedrückter Stimmung ziemlich wortkarg verlief, füllte der Vater die beiden Gläser bis zum Rande mit funkelndem Rebensaft. Aufstehend erhob er den Kelch: „Ein stilles Gedenken unserer teuersten Dahingeschiedenen." Er trank aus bis zur Neige. Langsam rann eine Träne seine Wagen herab, als er sich wieder setzte. Dann begann er: „Mein lieber Sohn, ich weiß, du hast mir ein Opfer gebracht, weil du die heutige Nacht mit mir verlebst. Ich bin keine angenehme Gesellschaft für dich, denn wir hangen zu verschiedenen Gedanken nach. Ihr Jungen eilt mit eurem Geiste stets in die Zukunft, wir Alten aber weilen am liebsten in der Erinnerung unserer Vergangenheit. Deshalb wollte ich mit dir diesen Silvester verbringen. Denn das Glück deiner Zukunft ist auch meine Hoffnung, und die Freuden meiner Vergangenheit umschließen das Glück deiner Eltern, deines Vaterhauses. Ja, du wuchsest auf in einem harmonischen Familienleben. Das verdanken wir einzig dem edlen Sinne deiner Mutter. Sie besaß alle Tugenden einer gütigen Frauenseele, war die treueste Gattin, die beste, aufopferndste Mutter. Wie dankbar bin ich dem Schicksal, daß es mir eine solche Gnade schenkte. Und doch verdanke ich es nur einem Zufall, daß mir dieser große Treffer in der Lebenslotterie zuteil wurde. Ich verehrte vorher ein anderes Mädchen, das betörend schön war und mich mit dem Raffinement der Koketterie gefangen nahm. Veras Liebenswürdigkeit nahm ich für bare Münze und geriet in meiner Eitelkeit gar nicht auf den Gedanken, daß meine gute Vermögenslage die wahre Ursache dafür sein könnte. Als ich schon nahe daran war, mich mit Vera zu verloben, trat ein anderer in ihren Lebenskreis, bedeutend reicher und vornehmer. Von diesem Moment an war ich ihr ganz gleichgültig. Sie haschte nach der besseren Partie und erreichte dies Ziel. Es ward ein kurzes Glück. Für den Gatten wurde es ein langes Leid. Denn die leichtsinnige Frau ruinierte ihren Mann, worauf sie an der Seite anderer Amüsement suchte. Zuerst, als sie mir ihre Gunst entzog und den Nebenbuhler favorisierte, war ich wütend und glaubte mich in meinen heiligsten Gefühlen betrogen. Allmählich sah ich klarer. Ich erkannte, daß sich mein gekränkter Stolz aufbäumte, aber keineswegs die verschmähte Liebe mir das Herz zerriß.

Bald nachher lernte ich deine Mutter kennen. In ihrer süßen Holdseligkeit, der stillen Güte und der bescheidenen Anmut war sie gerade das Gegenteil jenes schillernden Geschöpfes. Da wußte ich plötzlich, daß meine Gefühle zu Vera einzig ein Sinnenrausch waren, jedoch nichts mit wahrer Neigung zu tun hatten, wie ich sie für die ernste Anna empfand. Als sie mir ihr Jawort gab und ich zum erstenmal die verschämt Errötende küßte, da war ich sicher, das rechte Glück in den Armen zu halten, die treue Liebe, die ein Leben überdauert, die durch Freud und Leid stets reiner und geläuterter erstrahlt."

Beide Männer schwiegen lange. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, bis der Sohn mit hastigem Ruck seinen Kopf hob: „Vater, hast du mir das erzählt wegen Mia?" — „Ja, Albert, ich habe es getan, um dich zu warnen." — „Warum, hälst du sie für schlecht?" — „Nein, für schlecht halte ich sie nicht, nur für flatterhaft. Sie ist keine richtige Frau für dich, denn sie ist weder gütig noch feinfühlend, wie es deine Mutter war. Dies wurde mir in der Weihnachtsnacht klar. Mia hatte dich zur Christbaumfeier und für heute eingeladen. Trotzdem es ihr nichts ausgemacht hätte und sie wußte, daß ich mich in diesen Stunden doppelt einsam fühlen mußte, hat sie mich nicht zur Teilnahme aufgefordert. Erinnerst du dich dagegen, wie deine selige Mutter vor zwei Jahren gehandelt hat? Kurz vorher war damals ihre beste Freundin gestorben. Wir bedauerten besonders Trude, die mit zärtlicher Liebe an ihrer Mutter hing. Um ihr wenigstens während der Festwoche den Verlust nicht so stark empfinden zu lassen, wollten wir sie als Logiergast zu uns bitten. Es war uns unangenehm, weil wir außerdem ihren Vater mit einladen mußten. Obgleich uns dieser Herr von jeher unsympathisch war, so war es deiner Mutter in ihrem Herzenstakt doch ganz selbstverständlich, ihn ebenfalls zum Kommen aufzufordern." — „Vater, du hast recht", stimmte ihm der Junge zu. „Weißt du, für mich war diese Zeit herrlich. Stets erinnere ich mich mit dem größten Vergnügen daran. Gertrud war nicht nur bildhübsch, sondern auch ein kluges und liebenswürdiges Mädel. Wie muß es dieses zartfühlende, hochgebildete Wesen verletzt haben, daß ihr Vater so bald wieder heiratete, dazu eine Frau, die keinen guten Ruf genießt. Sie wird unter diesen Verhältnissen wohl sehr leiden. Nur mit Bedauern denke ich an sie, leider kann man in derartigen Fällen nicht helfen." — „Oh doch", erwiderte der Alte. „Es wäre ihr vielleicht schon ein großer Trost, wenn sie sähe, daß Freunde an sie denken und sie nicht ganz verlassen in der Welt steht. Zu uns zwei Männern können wir sie nicht einladen. Doch wie wäre es bei Tante Monika? Sie hat gerne Jugend um sich und erweist uns gewiß den Gefallen. Da käme das arme Kind wenigstens auf einige Zeit aus ihrer unangenehmen Umgebung."

Tante Monika fand sich bereit, Trude für ein paar Wochen aufzunehmen. Aus den Wochen wurden Monate, denn die alte Dame fand an ihrem Gaste so großen Gefallen, daß sie ihn nicht mehr fortlassen wollte. Schließlich mußte sie ihren Liebling dennoch hergeben — ihr Neffe Albert machte Besitzerrechte geltend. Er hatte sich mit Gertrud verlobt, deren äußerliche Vorzüge durch die ihres Herzens noch weit übertroffen wurden. Freudig begrüßte der Vater diese Verlobung, da er wußte, sein Sohn hatte die Richtige erwählt.

* * *

Monate ungetrübten Glückes verflogen. Hirzer senior wohnte bei dem jungen Paare. Trude wollte es so, damit der Vater eine harmonische Häuslichkeit besäße. Der Alternde lebte noch einmal auf in der Freude über das Glück seines Sohnes.

Ein kleiner, gewählter Freundeskreis hatte sich zur Silvesterfeier bei ihnen eingefunden. Anmutig und lieblich präsentierte die junge Hausfrau. Eben begannen die Glocken das Neue Jahr einzuläuten und alles eilte an die Fenster, um ein Prosit erklingen zu lassen. Da nahm Albert leise seinen Vater zur Seite und sagte: „Ich danke dir, daß du mir letztes Jahr den Weg zeigtest zu meinem wahren Glück." — „Albert", antwortete Papa

Der Kakteenfreund — *Zeichnung von H. Thiele*

Gleich einem bunten Schwarm von Vögeln

schwirrt die unzählbare Menge von Radiowellen durch den Aether, bereit, im goldenen Käfig Ihres Radioapparates zu erklingen. Gelingt es Ihnen immer, just die richtige Emission zu treffen?

Ei, lieber Radiofreund, das fällt nicht schwer! Wozu wäre sonst die Radiozeitung da, die Ihnen Rat und Beistand in der Wahl des passenden Programms leistet!

Da sind *die ausführlichen Programme* der schweizerischen Studios (samt den Ergänzungsprogrammen für den Telephonrundspruch) und ein sehr umfangreicher Auslandteil. Klar und übersichtlich ist die Aufmachung, gestochen sauber sind die Zahlen und Schriften, dazu das Druckverfahren und Papier so, daß auch bei Lampenlicht eine Blendung ausgeschlossen ist (das schont die Augen!).

Ein besonderer Teil des Radioprogramms, die *«Programm-Auslese» gibt zudem einen Ueberblick der schönsten Emissionen der Woche* und ermöglicht es somit, auf einen Blick zu übersehen, was zur gegebenen Stunde für besondere «Leckerbissen» zu hören sind. Es sind die beiden offiziellen Organe der Schweizerischen Rundspruch-Gesellschaft:

Sri Schweizer Radio-Illustrierte *und*

SIRZ Schweizer Illustrierte Radio-Zeitung

die allen Radiofreunden solchermaßen zu vermehrter Freude ihres Apparates verhelfen. Lassen Sie sich heute davon überzeugen, daß auch Sie viel mehr vom Radio haben mit einer dieser beiden Radio-Illustrierten. Die Nummer jeder dieser Zeitschriften kostet pro Woche im Abonnement keine 30 Rp. Dazu ist Ihnen als besonderer Vorteil bei einer Abonnementsbestellung Gratislieferung bis Ende Januar 1935 sicher. Bitte füllen Sie für heute nur den beiliegenden Gutschein aus, der Ihnen unverbindlich eine Gratis-Probenummer zuspricht, und senden Sie ihn in offenem Briefumschlag (mit 5 Rp. frankiert) ein an die Expedition der «Sri» und «Sirz» in Zofingen.

Auch wenn Sie noch nicht im Besitze eines Apparates sind und sich mit dem Gedanken tragen, in nächster Zeit doch einen anzuschaffen, dann blättern Sie im Inseratenteil der «Sri» und «Sirz», der Ihnen wertvolle Fingerzeige über die Vorteile der verschiedenen Apparate gibt. Auch in diesem Falle Probenummern verlangen!

Untenstehenden Gutschein in offenem, mit 5 Rp. frankiertem Briefumschlag einsenden an die Expedition der „Sri" und „Sirz" in Zofingen.

GUTSCHEIN

Einsender dieses Gutscheines erhält unverbindlich und kostenlos je 1 neue Probenummer der „Sri", Schweizer Radio-Illustrierte, und „SIRZ", Schweizer Illustrierte Radio-Zeitung mit den gültigen, laufenden Programmen. SIZ 52

Name .....

Adresse .....

Avec chaque Boîte de Poudre Soir de Paris BOURJOIS

offre gracieusement

un flacon d'Eau de Cologne

Soir de Paris

Verlangen Sie heute noch bei Ihrem Lieferanten Poudre Soir de Paris. Neuer Preis Fr. 2.25

BOURJOIS

Generalvertreter für die Schweiz:
ATHANOR S.A., GENÈVE

Hirzer, „ich freue mich innigst darüber. Du hast das Glück verdient, weil du deinen Vater nicht umsonst bitten ließest, ihm Gesellschaft zu leisten." Zwei Paar leuchtende Männeraugen sahen strahlenden Blickes hinüber zur Hausfrau, und zwei Männerhände fanden sich in herzlichem Drucke . . .

Das Autogramm

Dröhnender Beifall rauscht durch den Saal.

Edwin Herlaän verneigte sich vor dem mächtigen, in Dunkel getauchten Abgrund des riesigen Zuschauerraumes der Chicagoer Musikhalle. Das anhaltende Klatschen tausender Hände erfreute sein Herz.

Endlich fiel der Vorhang. Der große Bariton trocknete sich die perlende Stirn. Chalbin, sein Impresario, ergriff unerwartet seine Rechte und schüttelte sie, etwas Unverständliches mit freudiger Miene murmelnd. Der Sänger erfrischte sich unter der Brause des Ankleidezimmers und kämpfte beharrlich die plötzliche, heftige Müdigkeit nieder. Er zog sich rasch um, nahm Hut und Mantel und machte die Tür auf.

Eine lebhafte Schar junger Mädchen umstand plötzlich den Künstler. Die Damen, Bewunderer seiner Kunst, baten lächelnd um Autogramme. Herlaän nahm seine Füllfeder hervor und schrieb mit rascher Bewegung seinen Namen auf die von zarten Mädchenhänden dargebotenen Bogen und Karten mit seinem Bild.

Der Vorraum leerte sich allmählich. Ein hohes, dunkles Mädchen in langem Abendmantel wartete geduldig, bis alle anderen Damen fortgegangen waren. Wortlos, mit einem bewundernden Blick, legte sie ein längliches Blatt vor den Sänger. Ihre Augen waren tief und schimmernd. Edwin Herlaän konnte den Blick nicht von ihnen abwenden. Und indem seine Hand mechanisch zum hundertsten Male seinen Namen zeichnete, fragte er mit seiner vibrierenden Stimme: „Könnte ich Sie einmal wiedersehen?"

Sie nickte langsam. Und nahm das Blatt; dann senkte sie den samtenen Blick. „Ich bin morgen nachmittag im „Roxy", beim Tee", sprach sie ganz leise. Im nächsten Augenblick war sie fort.

„. . . . im nächsten Augenblick war sie fort."

„Und trafst du sie am nächsten Tag im „Roxy"?" fragte Metting, mit Interesse der Erzählung seines Freundes lauschend.

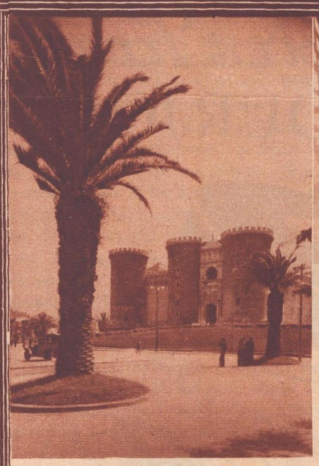
„Nein, sie war leider nicht gekommen", erwiderte Herlaän. „Stundenlang wartete ich auf sie. Umsonst."

„Hörtest du auch nicht mehr von ihr?"

„Hören . . . ?" zögerte Herlaän, „ja, ich hörte von ihr. Bereits am nächsten Tage. In meiner Bank. Dort erfuhr ich, daß eine vornehme junge Dame, deren Beschreibung auf sie paßte, fünftausend Dollar auf meinen Scheck erhoben hatte." Resigniert setzte er fort:

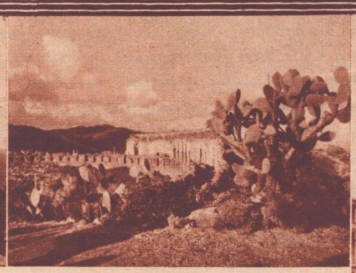
„Ich sah nur ihre Augen, als sie vor mir stand, und nicht das Blatt Papier, darauf ich mein Autogramm schrieb. Und ihr schimmernder Blick, ihr Enthusiasmus, ihre Freude — alles war Lug und Trug . . ."

„Ihre Freude bestimmt nicht", bemerkte Metting. „Sie freute sich aufrichtig auf die fünftausend Dollar."



Neapel - Castel Nuovo

Bordighera



Ruinen in Taormina

Pisa - Der schiefe Turm

WINTER UND FRÜHLING IN

ITALIEN

50% FAHRPREIS-ERMÄSSIGUNG

Die Sonnenküste

NEAPEL

CAPRI, SORRENT, CASTELLAMARE, POMPEJI, HERCULANUM, ISCHIA, AMALFI, RAVELLO

In allen Jahreszeiten der ideale Aufenthalt. - Unterhaltung - Sport - Opernsaison

50 bis **70** % FAHRPREIS-ERMÄSSIGUNGEN

Continental . . am Meer
Grand Hotel am Meer
Royal erstklassig, am Meer
Terminus am Hauptbahnhof
Excelsior . . . . am Meer
Parker's prachtvolle Aussicht
Santa Lucia erstklassig, am Meer
Vesuve erstklassig, am Meer
Isotta & Genève - Vittoria

Circumvesuviana - Bahn nach Pompeji, Castellamare, Sorrent

Auskunft: COMITATO PROVINCIALE DEL TURISMO - NAPOLI

Vergessen Sie die **TOSKANA** nicht auf dem Weg nach Rom.

LANDSCHAFT - KUNST - KURORTE - MEER - GEBIRGE

Florenz, die Königin der Kunst und der Schönheit.
Siena, die Stadt des «Palio», der berühmten Pferderennen in mittelalterlicher Tracht (2. Juli und 16. August.)
Pisa, die Stadt des «schiefen Turmes», mit ihren Meisterwerken romanischer Kunst. - (Volle Pension von Lire 20 an.)
Auskunft: Comitato Turismo, Pisa.
Riviera della Versilia, mit Viareggio, Lido di Camaiore, Forte de Marmi, Marina di Pietrasanta (20 km feinsand. Strandes).
Montecatini Terme, der berühmte internationale Kurort.

Florentiner Frühling

«MAGGIO MUSICALE FIORENTINO»
das größte musikalische Ereignis in Italien, 24. April bis 4. Juni.

Fahrpreis-Ermäßigungen — Allgemeine Preissenkung.

Auskunft: MOVIMENTO FORESTIERI, FIRENZE

Italienische Riviera

SAN REMO

BORDIGHERA-OSPEDALETTI

SONNE - BLUMEN - PALMEN - Ein Erdenparadies für Genesung - Sport - Vergnügung. — 2 GOLFPLÄTZE

KASINO *Spielsäle mit Roulette - Trente e Quarante - Baccarat - Opern - Operetten - Revues - Konzerte - Gesellschaftliche und sportliche Veranstaltungen.*

Auskunft durch Kurverwaltung San Remo und alle Reisebüros.

SAN REMO - Hotel Royal - Das vornehmste Haus an der Strandpromenade. Tennisplätze mit eigenem Trainer - Pension ab 50 Lire.

Hotels in Florenz

Excelsior Italie	Grand Hotel
Albion	Anglo Americano
Cavour	Florence Washington
Grand Hotel Baglioni & Palace	Grande Bretagne & Arno
Helvetia	Majestic
Minerva	Roma
Savoia	
Komfort - Mäßige Preise Berchielli	Esperia

ROM GRAND HOTEL CONTINENTALE - 300 Betten, Pension ab 45 Lire

ENIT

Auskunft: ENIT, ZÜRICH, Bahnhofstr. 51; GENF Place Longemalle 16; LUGANO: Viale Stefano Francini 12, und alle Reisebüros

ENIT

Cellophan-tasie

Der Kaffeehausbesitzer sprach mit einem Herrn, sichtlich der Vertreter einer Handelsfirma: «Ja, die Cellophanstühle haben sich bewährt, liefern Sie mir noch 40 Stück.» Augenblicklich tastete ich den Sessel unter mir ab: wahrlich, ich saß auf einem Geflecht aus Cellophan-Schnüren. Vorwurfsvoll reckte sich in mir der Gedanke: «Du hast die Augen überall, nur dort nicht, wo etwas zu merken ist, du Journalistin du !» Hatte ich denn nicht schon längst dumpfe Erwartungen an das Cellophan geknüpft, mir gesagt: «Dieses Material verspricht . . . ?» Durchsichtig wie Glas, glänzend, hauchdünn aber zäh, ein jeder kennt es. Cellophan als Luxuspackung, Cellophan an Hüten, an Stühlen, im Gehirn der Industrie, Cellophan überall.

Als ich nun die Nachricht erhielt, daß die letzten Modelle der Haute-Couture aus Cellophan seien, prickelte mich die Neugierde. Begreiflich, wie sollte ich es mir vorstellen. Damen in Knuspersäckchen? Aber nein. Nicht mit der Cellophanhaut ging man hier zu Markte, sondern mit dem Haar des Cellophanten, «dem jüngsten Sprossen jener Riesenleiter, die stets noch weiter führt und weiter» (im Sinne Christian Morgensterns Anto-logie). Daß dieses Haar auf ein Haar dem Haar des Elefanten ähnelt, mit Ausnahme seiner Geschmeidigkeit, hat die Endsilbe des neuen Tieres bereits verraten. «Der Stoff», ließ ich mir also erklären, «enthält außer den Cellophanfäden auch Wolle.» Schwebend wandelten die Mannequins vorbei. Ich konnte mich überzeugen, daß der Cellophanstoff — seinem Wesen als Luxuspackungs-Material entsprechend — sich «glänzend» zu eleganten Nachmittagsroben und Abendtoiletten eignet. Ich hielt den Stoff in Händen, gegen allen Anschein ist er weich, angenehm zum Tragen. Und heißt Asphalt. Nett, wie? Weiter gibt es Abendkleider aus Cellophan-Samt, vorbeirauschend wie das wogende Meer in einer Muschel, und Röcke garniert mit Cellophan-Spitzen, steif und pikant und unverwüstlich, aus weißem Cellophantenhaar. Berückend . . . Doch jäh wache ich aus dem Rausch der Neuheit auf. «Die ganze Chose fängt ja Feuer», denk ich mir. Worauf Cellophantens schlaue Aeuglein blinzelten: W e r fängt Feuer ?

Claudine Michel.

In großer Gala. Leicht und schmiegsam sind die «goldenen» Ketten dieser «Sklavin». Modell Bruyère.

Effektvolle Wirkung eines an sich höchst einfachen Abendkleides aus marineblauem, stahlschimmerndem Cellophanstoff. Modell Marcel Rochas.
(Photos Georges Saad und Dorvyne, Paris)

Cellophanträumen? Ein Versuch, das neue Material als Garnitur zu verwenden. Modell Lucien Lelong.

Hans Schwarz und seine brave Arbalète während einer Begrüßungsansprache von Redaktor Dr. Willy Bierbaum vor dem Zürcher Stadttheater.

Bern-Rom-Bern mit Zwischenhalt in Zürich

Hans Schwarz, der Berner Säumer-Oberleutnant, der mit seiner ausdauernden, 14 Jahre alten Stute «Arbalète» bereits einen großen Distanzritt durch Frankreich erledigt hat, ist jetzt von einem Ritt von Bern nach Rom und zurück heimgekehrt, und hat in Zürich einen letzten Zwischenhalt gemacht. Die dortige akademische Reitsektion ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, dem tüchtigen und unternehmungslustigen Reiter und seinem Begleiter, dem Kanonier Rettenmund, der die weite und beschwerliche Reise auf dem Velo mitgemacht, eine kleine Huldigung und einen festlichen Empfang zu bereiten. Die berittene Gruppe erwartete die seltsamen Reisenden in Zollikon und gab ihnen — nach der Beschenkung mit einem Lorbeerkranz und vielen Blumen — das klappernde Geleite durch die Stadt bis zum Gebäude der «Neuen Zürcher Zeitung» und von dort zur Reitanstalt Seefeld, wo «Arbalète» untergebracht wurde.

Schwer beladen und mit Blumen geschmückt, zieht der Kanonier Rettenmund als Begleiter von Oberltn. Schwarz in Zürich ein, umgeben von einer aufgeweckten Jungmannschaft. Bei den Rädern des Anhängewagens sieht man die aufgeschraubten Skis, die beim Passieren der eingeschneiten Alpenpässe unter den Rädern angebracht werden mußten. (Spezialaufnahmen von E. Steimle, Zürich)

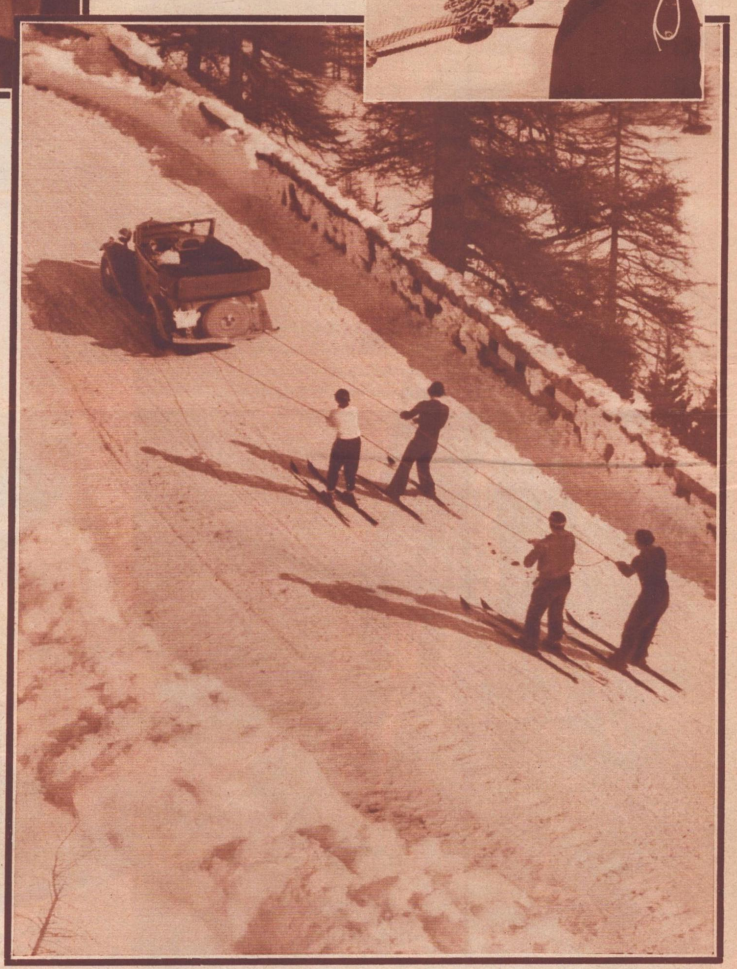
Zwei tüchtige Schweizer Linienpiloten

Die beiden Verkehrsflieger der Swissair, Walter Ackermann und Alfred Künzli, haben mit der abgelaufenen Flugsaison ihre 500 000 Flugkilometer ohne den geringsten Unfall zurückgelegt. Das Eidgen. Luftamt in Bern hat ihnen eine wohlverdiente Anerkennungsprämie gestiftet.

Walter Ackermann, Zürich, betätigt sich auch als gewandter Erzähler. Sein neuestes Buch «Bordbuch eines Verkehrsfliegers», hat überall eine sehr günstige Aufnahme gefunden.

Alfred Künzli, Wallisellen, bekannt durch seine Teilnahme am Kilimandjaro-Flug Mittelholzers.

(Aufnahmen Photopress, Zürich)



Skikjöring am Auto, ein neuer beliebter Wintersport. Jeder Fahrer hat am Zugseil eine Schlinge (oberes Bild), an der er sich festhält. (Photos Niedecken, St. Moritz)

Martha Eggerth und Leo Slezak in dem neuen Film «Wiener Nachtigall», der in der Schweiz demnächst zu rollen beginnt. — Die kleine Wäscherin Therese Krones bittet den Schauspieler Raimund, ihr behilflich zu sein, Bühnensängerin zu werden. (Phot. Europa-Film)

«Wiener Nachtigall»

lautet der Titel eines großen musikalischen Ausstattungsfilms von internationalem Format. Martha Eggerth spielt den Aufstieg des kleinen Wiener Wäschermädels Therese Krones aus der Wiener Vorstadt zum gefeierten Bühnenstar. Es ist der ergreifende Herzensroman eines Mädchens aus dem Volke, das aus Liebe seine Karriere aufs Spiel setzt und erst nach schweren inneren Kämpfen und Enttäuschungen den Weg zu sich und damit zum wahren Glück findet. Der Film spielt im Wien der 30er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, zur Zeit des Volksdichters Raimund, der auch in diesem Film in Erscheinung tritt.

Prof. Hoffmann-Krayer von der Universität Basel, der verdiente Förderer der schweizerischen Volkskunde, feierte seinen 70. Geburtstag. (Photopress)

Dr. Alfred Sarasin, Basel, tritt infolge seiner vorgerückten Jahre als Präsident der Schweizerischen Nationalbank zurück. (Phot. Teichmann)

Alt-Kantonsingenieur Oberst Otto Seiler in Sarnen, eine Autorität auf dem Gebiete der Wildbachverbauungen, wurde 70 Jahre alt. (Phot. Helios, Zürich)

Frau Tschudowa, die Schachmeisterin Rußlands. Sie gewann das Finale des Frauenschachturniers der Sowjetrepubliken. Frau Tschudowa ist Moskauerin. (Sojusphoto)

Paris hat seine neue Schönheitskönigin gewählt. Unter sechs Kandidatinnen, die als die schönsten Pariserinnen sich der Jury stellen durften, wurde Mlle Andrée Lorrain, eine 22jährige Blondine, zur «Mademoiselle Paris 1935» ernannt.
(Phot. NYT)

Frauen berühmter Männer beim Verlassen der Kirche, anläßlich einer in Paris zu Ehren der Toten des Internationalen Frontkämpferverbandes veranstalteten Messe. 1. Mme Lebrun, die Frau des gegenwärtigen Präsidenten der Republik; 2. die Gattin des verstorbenen Marschalls Lyautey; 3. Mme Foch, die Witwe des berühmten französischen Marschalls, und 4. Mme Poincaré, Witwe des kürzlich verstorbenen ehemaligen Präsidenten der Republik und namhaften Politikers.
(Phot. Rol.)

Original und Maske. Der bekannte deutsche Theater- und Filmschauspieler Paul Wegener wurde am 11. Dezember 60 Jahre alt. Dem beliebten Mimen wurden bei diesem Anlaß begeisterte Ovationen zuteil. (Phot. New York Times)

Kontraste des Lebens. Frau Betty Fall, die Witwe des bekannten Operettenkomponisten Leo Fall, hat im Garten der «Villa Dollarprinzessin» in Wien, die früher ihr Eigentum war, aus wirtschaftlicher Not Selbstmord begangen. (Phot. Keystone)

REDAKTION: Dr. H Brack, Chefredaktor, P Wirth, E. Pargaetzi, Zofingen. — Der Nachdruck der Bilder und Texte ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung seitens der Redaktion gestattet.
Abonnementspreise: Für die Schweiz jährlich Fr. 12.70, halbjährlich Fr. 6.70, vierteljährlich Fr. 3.65. Bei der Poststelle 30 Rp. mehr. Anzeigenpreise nach Tarif. Postscheckkonto VI/417.